



PRINZ
FÜR D'SCHWYZ

Liebe Leserin, lieber Leser

«Päch für d'Schwyz» ist einer von vielen Ausdrücken, die ich in letzter Zeit von unseren Kindern Claudia (12) und Patrick (9) aufgeschnappt habe. Als in Wohlen (BE) lebender Autor zeitgenössischer Weltliteratur noch immer auf eine Nomination für den Nobelpreis hoffend, liegt es fast auf der Hand, die Ferienlektüre 1999 damit zu betiteln.

Eine kleine Zwischenbemerkung für alle neuen Leserinnen und Leser (Willkommen!), in den Kantonen Aargau und Solothurn: Seit vielen Jahren schon veröffentlichte ich in verschiedenen Zeitungen des Kantons Bern Kurzgeschichten, die Mitte Jahr jeweils in einer söttigen Ferienlektüre zusammengefasst und den Genossenschaftlerinnen und Genossenschaftlern der ehemaligen Migros Bern kostenlos abgegeben wurden. Durch den Zusammenschluss der Migros Aargau/Solothurn mit der Migros Bern zur Migros Aare – wo ich hauptberuflich beschäftigt bin – wird diese Sammlung erstmals auch in den Kantonen Aargau und Solothurn aufgelegt.

Auch dieses Jahr erzählen oder schreiben Gastautorinnen und -autoren über selber erlebte Pleiten und Pannen. Sozusagen als Beweis, dass uns allen immer wieder Ungeöhnliches passiert. Man braucht bloss die Augen offen zu halten. In diesem Sinne geht mein Dank in ausgesprochenem Masse an Matthias Mast, Godi Winzenried, die Bollas, Kurt Marthaler, Ursula Reinhard, Hans Häusler, Felix Morgenthaler und Ernst Frei. Ihre Stories lesen Sie auf den Seiten 41 bis 55.

Was aber wären die Realsatiren ohne die genialen Karikaturen von Beat Sigel aus Büren zum Hof (das ist dort, wo die Erdachse geschmiert wird)? Beat, auch Dir: Merci! «Special thanks» gehen auch an Ruth Flückiger für das x-fache Durchlesen der Texte und die Suche nach Borthographischen Fehlleistungen.

Übrigens: Nicht alle Leute haben albens gleichermassen Freude an den beschriebenen Geschichten: Speziell diesen Zeitgenossen sei «Päch für d'Schwyz» gewidmet.

Viel Spass beim Lesen!

Herzuchst,
Bo

«Päch für d'Schwyz»[©]

**19+9 neue Geschichten,
die das Leben schrieb.**

Wem «Päch für d'Schwyz» gewidmet ist, wollen Sie wissen? Nun, das lesen Sie im letzten Abschnitt auf der gegenüberliegenden Seite.

Texte: Thomas Bornhauser (Wohlen/BE) sowie acht Gastautorinnen und -autoren.

«Päch für d'Schwyz» ist eine Koproduktion der Migros Aare für ihre Genossenschaftlerinnen und Genossenschaftler – in Zusammenarbeit mit «Freizeit & Konsum», der Aemme-Zytig, der Grauholz-Post, der Aare-Zytig, der Bümpliz Woche sowie dem Brückenbauer, wo die Realisatiren jeweils veröffentlicht werden.

Copyright® bei den Autoren

Auflage: 15'000 Exemplare

Gedruckt auf 100% Recyclingpapier
bei der Druckerei Brodmann, Burgdorf

Und nächste Woche, da gehen wir alle barfuss zur Arbeit.

“*Behauptung: Wir Schweizerinnen und Schweizer sind das pflegeleichteste Volk dieser Welt. Denn wir tun das, was man uns von oben verordnet, anstandslos. Wir nehmen gewisse Gegebenheiten als gegeben an, ohne zu maulen. So warten wir uns zumindest am Wochenende dumm und dämlich, bis eine Telefonistin beim 111 endlich den Hörer abnimmt (und bezahlen der Swisscom dann womöglich anstandslos eine falsche Auskunft). Wir lassen es zu, dass, eines neuen Gesetzes wegen, bei Fussgängerstreifen die Unfallhäufigkeit ansteigt. Und neuerdings kleben wir sogar Zettelchen neben den Auto-Tacho.*”

Glaut man einem Schreiben der Polizei- und Militärdirektion des Kantons Bern, so gibt sich die Schweiz neuerdings EU-kompatibel: «Reifen müssen sich für die mögliche Höchstgeschwindigkeit des Fahrzeugs eignen. Wird diese Bedingung von Reifen mit der Zusatzbezeichnung M+S nicht erfüllt, so muss am oder unmittelbar beim Geschwindigkeitsmesser eine Aufschrift angebracht werden, die gut sichtbar auf die für die Reifen zugelassene Höchstgeschwindigkeit hinweist. Die Reifen müssen in diesem Fall bei Motorwagen für mindestens 160 km/h, bei Motorrädern, Klein- und dreirädrigen Motorfahrzeugen für mindestens 130 km/h geeignet sein. Somit dürfen neu Winterreifen im Sommer

ausgefahren werden, wenn die oben erwähnten Bedingungen erfüllt sind.»

Mit Verlaub: Was soll dieser Schwachsinn nun schon wieder? Und wenn Sie mein Verhalten als Anarchie und Aufruf zum Ungehorsam bezeichnen: Das Ding kommt bei uns nicht ins Auto. Aus Prinzip. Szenenwechsel: Ein Rückruf beim Strassenverkehrsamt zu Bern ergibt nach drei «Das-weiss-ich-auch-nicht,-dasmüssen-Sie-jemand-anderen-fragen» beim vierten Gesprächspartner, dass dieses neue Gesetz «eine wunderbare Sache» ist. Meine Rückfrage nach dem angeblich Wunderbaren zeigt auf, dass die Winterpneus neu nun auch im Sommer gefahren werden dürfen. Frage: «War das denn bisher nicht gestattet?» – «Doch, im Prinzip schon.» – «Herr K., mal ehrlich: Fahren Sie Ihre Winterpneus im Sommer ab?» – «Nein, natürlich nicht.» Und wozu denn das Ganze? Laut unserem Beamten ist es «auch eine versicherungstechnische Frage», falls ein Reifen platzen sollte. Ahä. «Und wer will mir beweisen, wie schnell ich effektiv gefahren bin, sollte es jemals einen Reifen verjagen? Wird als nächstes ein Fahrtenschreiber obligatorisch?» Der Mann vom Amt fühlt sich plötzlich bedrängt: «Was soll diese Fragerei? Ich bin nicht für das Gesetz verantwortlich, ich kann schliesslich nichts dafür, wenn solche Sachen vorgeschrieben werden!» Soso, da haben wir es also. Herr K. tut nur seine Pflicht. Wie (zu) viele andere in diesem unserem Lande auch.



Der Freund und Helfer, so erfahre ich einige Minuten später am Telefon, ist «ausschliesslich für die Einhaltung der Gesetze zuständig», nicht für deren Aufstellung. Und mögen sie noch so unsinnig sein. Also schon wieder Leute, die nur ihre Pflicht tun – und jene büssen werden, die keinen Phöchläber neben dem Tacho haben. Immerhin kann mir die Polizei glaubhaft versichern, dass Tempo 160 auf unseren Autobahnen trotz des Klebers nicht gestattet sein wird. Andernfalls wird der Ausweis (nicht der Kleber) eingezogen. Wozu also der Kleber? «Das ist ein politischer Entscheid», heisst es. Jessesgott, als ob Politik automatisch mit Vernunft gleichzusetzen wäre. Aber lassen wir das.

Derartige Ver(un)ordnungen regen die Fantasie eines jeden Realsatirikers an. Was nun, wenn uns der Gesamtbunderrat demnächst befiehlt, nächste Woche, aus Solidarität den haitianischen Voodoo-Tänzern gegenüber, nur noch barfuss zur Arbeit zu erscheinen? Was dann? Selbstverständlich werden wir Schweizer unseren Sieben Weisen gehorchen – und sofort, im Sinne einer Prophylaxe, in der Drogerie ein Pack Neo-

citram . posten, oder ein Röhrchen Alcacyl. Und barfuss zur Arbeit erscheinen. Jede Wette.

Denkbar wäre nun auch, dass der Kanton Bern bahnbrechend Wasser sparen möchte. Um dieses Ziel zu erreichen, wird zwingend vorgeschrieben, dass das Badewasser von Privathaushalten nur noch ab einem gewissen, vom Buwal vorgeschriebenen Verschmutzungsgrad «'s Loch ab» gelassen werden darf. Der dazu geeignete und geeichte Schmutzmesser – von Simonetta Sommaruga, vom Kassensturz, der Empfa und dem Frauenverein für zerstreut wohnende Protestanten empfohlen – muss bis Ende 1999 unmittelbar neben dem Wasserzähler montiert werden. Was machen wir Schweizer, was? Exakt: Der BLICK widmet dem Gugus drei Titelseiten (Motto «Geit's no?»), wir unsererseits schreiben ein paar geharnischte Leserbriefe, geben unserer Entrüstung Ausdruck – und montieren den besagten Schmutzmesser. Schön artig. Allerspätstens bis Ende November 1999. Jede Wette.

Wenn der eigene Alptraum Wirklichkeit wird...

“Gute Frage, die Sie sich da stellen: Schreibt sich ein unschöner Traum wirklich so wie in der Überschrift dieser Kurzgeschichte? Heisst es nicht, korrekterweise, Alptraum? Alptraum gar? Laut NZZ ist die erste Version richtig, mit b – viele andere Medien schreiben das Ding, wie es sich für unser Alpenland eigentlich gehören würde, mit p. Ich habe mich für den guthelvetischen Kompromiss entschieden, so wie er von vielen Politikerinnen und Politikern hochgehalten wird. Sie sehen selber, wie tauglich das ist. ”

Was Handfertigkeit anbelangt, so bin ich eine offiziell anerkannte Nullnummer, für gar nichts zu gebrauchen. Wechsle ich zu Hause eine Glühbirne aus, dann ist nachher bestimmt das halbe Quartier ohne Strom. Ein richtiger Don't-Do-It-Yourselfer. Weil man bekanntlich aber selbst im hohen Alter immer noch dazulernen kann und soll, versuche ich es immer wieder – mit allerdings mässigem Erfolg. Immerhin: Meine Bekanntinnen und Bekannten loben meinen ungebrochenen Willen zur Selbstüberwindung (obwohl sie sich vermutlich in erster Linie über meine Handunfertigkeit bestens amüsieren).

Kürzlich haben wir – während unserer Ferien – die Innenwände unserer Behausung neu streichen lassen (durch einen Fachmann). Dieser Umstand tönt nach gar nichts, ist es jedoch überhaupt nicht. Alle Zimmer mussten nämlich vorübergehend geräumt und sämtliche Bilder

entfernt werden. Malermeister Rettenmund aus Bern hat ganze Arbeit geleistet. blieb uns nur noch, die Möbel wieder aufzustellen sowie die Bilder und die Garderobe aufzuhängen. Peanuts. Ein Kinderspiel.

Ein schlimmer Traum hatte mich in der Nacht zuvor schweissgebadet aufwachen lassen: Ich sah mich selber (was für ein Erlebnis!) beim Zusammensetzen des Bauernschaftes. Alles ging erstaunlicherweise wie vorgesehen über die Bühne, bis ich im letzten Moment – beim Schliessen der beiden Türen – feststellen musste, dass ich vergessen hatte, die vordere Mittelstütze einzusetzen, so dass zwischen den beiden Schranktüren eine senkrechte Öffnung von zwölf Zentimetern Breite die Blicke über die gesamte Höhe ins Innere offenliess. Am Morgen erzählte ich der Familie davon. Allgemeines Gelächter, gespickt von der Schlussbemerkung meiner Frau, dass sie sich «ja über gar nichts wundern» würde. Liebe Leserin, lieber Leser: Nur einmal dürfen Sie raten, was mir zwei Stunden später passiert ist. Exakt.

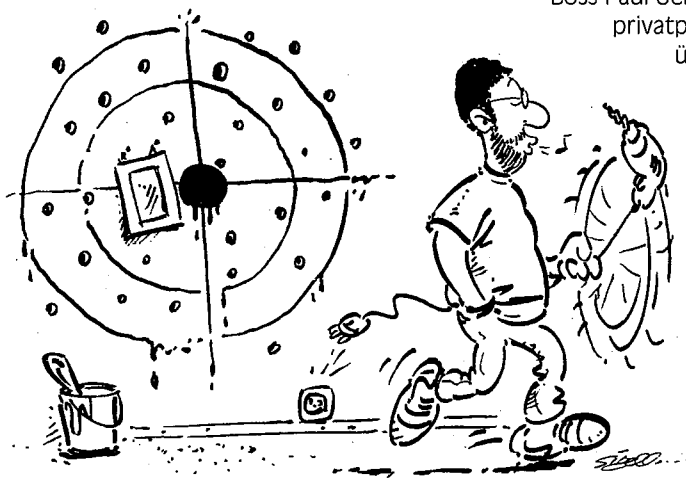
Das grösste Bild bei Bornhausers misst 163 Zentimeter in der Höhe und deren 119 in der Breite. Ist doch klar: Jeder auch nur einigermassen gebackene Zeitgenosse würde, bevor er mit dem Bohren der Löcher beginnt, mehrmals überprüfen, ob die Distanz zwischen den beiden Bohrmarkierungen an der frischgestrichenen Wand mit jener der beiden Haken an der Rückwand des Rahmens übereinstimmt. Ich hingegen mache das anders, my way, frei nach Frank Sinatra (wie, das wird nicht verraten). Mit dem

Ergebnis, dass die beiden Haken waagrecht perfekt auf den beiden Schrauben aufliegen würden, liesse sich der Rahmen überhaupt hängen. Wie sich beim Nachmessen herausstellt, fehlen zur Durchführbarkeit ganze drei Zentimeter. Meine Frau schüttelt verständnislos den Kopf, ich selber bin durchgeschwitzt, fluche wie ein Rohrspatz über mich selber und könnte heulen. Einzig Dominique, die junge Frau auf dem Bild, lächelt geheimnisvoll weiter.

Gegen Abend bringt Monika eine neue Garderobe nach Hause. Lausige acht Löcher gilt es in den Stein zu bohren. «Wäre es nicht gescheiter, René Mayer oder Gilbert Doyon zu rufen?» will sie besorgt wissen. Ich verneine, brauche keine Hilfe unserer Nachbarn, auch wenn sie Profi-Handwerker sind, denn schliesslich habe ich aus dem Abenteuer mit Dominique gelernt. Das Bohren erweist sich als schwieriger als angenommen, trotz der Tatsache, dass ich meine über 100 Kilogramm als Druckmittel einsetze. «Geits?», erkundigt sich René, der zufälli-

gerweise vorbeischaute. «Ja, schon, aber der Bohrer kommt kaum vorwärts.» – «Wäre ich du, ich würde auf Schlagbohrern umstellen.» – «Wie kann man das?» René, souverän geng wie geng, zeigt auf einen Hebel, von dem ich mich schon seit zehn Jahren frage, wozu der gut sein soll. «Merci, René! Es geht schon viel besser!» übertöne ich den Lärm des Schlagbohrers. «Es würde noch viel besser gehen», so stellt er schmunzelnd fest, «würde der Bohrer nicht in der verkehrten Richtung drehen...» Aha. Und siehe da – die acht Löcher sind im Handumdrehen gebohrt. Scho wyder öppis lehrt.

Auch einen neuen Teppich wollen wir. Die Masse sind klar: Höchstens 255 cm in der Länge und 210 in der Breite. Können Sie mir vielleicht sagen, weshalb ich von Möbel Pfister im Shoppyland zwei Teppiche in den Grössen 227x283 und 237x268 zur Auswahl mit nach Hause schlepe und dafür eine weitere Runde Kopfschütteln aus der Familie ernte? Es ist zu vermuten, dass sich auch Möbel-Pfister-Chef Fredy Gyger und Teppich-Boss Paul Uebersax insgeheim so ihre privatpersönlichen Gedanken über ihren wenig begnadeten Kunden machen, auch wenn sie sich überhaupt nichts anmerken lassen. Sygseso.



Liebes Atelier 5: Bitte hilf uns zügeln!

“ Über die Art und Weise, wie das Berner Architekturbüro Atelier 5 seine Projekte realisiert, da kann man ruhig geteilter Meinung sein. Zumindest eines darf man den Leuten attestieren: Sie ziehen ihre Linie konsequent durch – schon allein diese Tatsache hebt sie wohl-tuend von vielen anderen Architekten und Bauherren ab, die sich um architektonische Kompromisse verdient machen. Eines ist aber ebenso sicher: Eine «Züglete» aus einer Atelier-5-Wohnung, mit ihrem ebenso eigenwilligen Innenleben, grenzt an Masochismus. ”

Tatort Flamatt: Judith, meine Schwägerin, zieht mit André in ein neues Haus. Mit anderen Worten: Es darf gezügelt werden. An einem Samstagmorgen. Mit von der Partie: Regisseur André, Pia, Röfe, Corinne, Marcel, Fredy, Nader, Pesche und ich. An Judith selber ist der Kelch haarscharf vorbeigeflogen: Schwein gehabt, sie arbeitet heute nämlich (wobei ich es für ein böses Gerücht halte, dass sie sich selber den Einsatzplan geschrieben haben soll). André hat, comme il faut, einen Kleintransporter organisiert, mit Hebebühne und so. Angeschrieben mit «www.sonnenhof.ch». Eh ja, man weiss ja nie.

«Beton isch gmüetlech» widerspiegelt sich, grau in grau, in den Wohnüberbauungen des Atelier 5. Ob ihre

Erbauer auch darin hausen? Wahrscheinlich schon, aber mit Sicherheit legen sie bei einer «Züglete» nicht selber Hand an. Sie werden schon wissen, weshalb. Anyway. André gibt gleich zu Beginn unserer Darbietung Details: «Am schwierigsten wird es mit dem Lättlirost des Doppelbetts.» Im Gegensatz zu normalen Bananenschachteln, die immerhin noch ganz knapp ohne Verrenkungen mit bleibenden Körperschäden die Wendeltreppe hinuntergetragen werden können, muss das Gestell durch das Schlafzimmerfenster, welches sich aber nicht vollständig öffnen lässt, gestossen, gehievt und gehoben werden. Doch davon später.

Beim spontanen Fluchen auf der Wendeltreppe, auf welcher zwei Leute nicht aneinander vorbeikommen, kommt mir inter-



essanterweise das berühmte Haus von Architekt Frank Lloyd Wright in den Sinn, in welchem, Irrtum vorbehalten, «North by Northwest», einer der berühmtesten Alfred-Hitchcock-Filme spielt (in jenem, wo zum Schluss die Gangster dem US-Präsidenten den Buckel runterrutschen, am Mount Rushmore, Sie wissen schon, mit Cary Grant). Dieses geniale Haus, «Fallingwater», ist zwar auch eine einzige Steinkonstruktion, aber die breiten Treppen im Inneren verstossen in keinster Art und Weise gegen die Menschenrechte – ganz im Gegensatz zu diesem Ding hier. «Himnuheilandonnerschtärnesiechnonema! Wele [REDACTED] het die Schtäge hie konstruiert? Dä söu emau cho häufe züg!e!» schreie ich mir, das I-FEEL-GOOD-T-Shirt total durchgeschwitz, bei einem waghalsigen Balanceakt mit einem kleinen Möbels in den Armen, zur Seele hinaus. Isch doch wahr... Apropos Architektur: Corinne, dies nur nebenbei, beginnt demnächst mit ihrem Architekturstudium. Ich schätze, sie hat etliches an Anschauungsunterricht mitbekommen, durchaus nicht bloss Schlechtes. Im Gegenteil.

Alles wird zur Wohnung hinausgetragen; alles, jede Untertasse, jede Blumenvase, alle Weinflaschen, auch der verstaubte Algerier; bis es zum Schluss in der leeren Wohnung wirklich kein Entrinnen mehr gibt. Der Lättlirost des Doppelbetts im Schlafzimmer muss raus. Wir Mannen einigen uns darauf, dass die Ladies ein Time-Out nehmen können.

Der geneigte Leser wird sich leicht ausrechnen können, dass jemand, der sötige Wendeltreppen plant und einbaut, auch nicht willens ist, normalformatige Fenster in die Wand zu betonieren. Unsere Herausforderung (will heissen: das Fenster) ist ungefähr 30 cm breit und 220 cm hoch. Dummerweise lässt

sich das Scharnier nur bedingt öffnen, so dass an ein ordentliches «Durchzugsmanöver» nicht zu denken ist. Wunderbar. Wäre jetzt ein Atelier-5-Mann hier, ich würde... Aber lassen wir das.

André, Röfe, Marcel, Nader und Pesche beginnen damit, den Lättlirost durch das Fenster zu stossen. Gleichzeitig müssen sie ihn paradoxerweise zurückhalten, damit das Unding nicht nach einem freien Fall auf der Terrasse zerschellt. Fredy und ich warten eine Etage tiefer auf unseren Einsatz. Fredy stellt sich auf einen wackeligen Stuhl, damit er so schnell als möglich zupacken kann. Vor meinem geistigen Auge sehe ich schon die zutreffende Passage des Versicherungsformulars: «Beschreiben Sie den Hergang des Unfalls». Zentimeter für Zentimeter neigt sich das Gestell zu Fredy und mir runter, ähnlich der Titanic, kurz bevor Leonardo zu Fischfutter mutierte. Ganz süüüferli nehmen wir das Ding in Empfang. Derweil speeden Marcel und Röfe, die oben inzwischen losgelassen haben, zu uns runter, um uns, im wahrsten Sinne des Wortes, zu unterstützen. Nach einigen Minuten haben wir es geschafft. What a feeling! Champagne! Girls! Cigars!

Ich bin mir ziemlich sicher, dass Aude und Iwan, zwei gute Bekannte aus dem Appenzöllischen, diese Zeilen hier in «Päch für d'Schwyz» nicht lesen werden. Zum Glück nicht lesen werden, weil sie sonst womöglich noch auf den dummen Gedanken kommen könnten, mich als Zügelmann zu engagieren. Aude und Iwan lassen sich nämlich demnächst in Bremgarten nieder. In einer Überbauung des... Atelier 5.

Von einer Traumhochzeit im Shoppyländ



“ Ich bin ein Mann mit Grundsätzen, aus Prinzip. Wenn ich mir einmal eine Meinung zu Öppisem gemacht habe, dann bleibt es dabei, basta. Der Prinzipien wegen. Und so. Und überhaupt. Dazu gehört zum Beispiel, dass ich mir selber den Eid abgenommen habe, nie über die sogenannte Traumhochzeit, wie sie im Mai 1998 im Shoppyländ stattgefunden hat, zu schreiben. Szenenwechsel: Die Herausgeber der «Shoppyländ-Zeitung» haben mich schlicht genötigt, als ehrenamtlicher Kolumnist zu wirken. «Wir wollen aber nichts Aufgewärmtes von dir, hörst du, nichts, was schon einmal in ähnlicher Form in einer Zeitung zu lesen gewesen wäre. Hast du das kapiert?» heisst es unmissverständlich, ganz nach dem Motto «Wer schon nichts bezahlt, darf wenigstens Forderungen stellen.» Henusode, hier also noch nie Gelesenes: Einige Episödden rund um die Traumhochzeit von Sylvia und Thomas. Nur damit keiner daherkommt und behauptet, ich sei ein sturer Bock. ”

Sollte ein Gschtudierter einmal eine Dissertation mit Newswert schreiben und seinen Doktor machen wollen, dann müsste er sich mit der Rolle der Medien im Fall der Traumhochzeit befassen. Während Wochen ist die Story nämlich überhaupt keine Story – aktiv angegangene Journalisten winken schnöde ab: «So ein Kommerz-Quatsch, das interessiert doch keine seriöse Zeitung.» Syg-eso, diese Meinung ist zu akzeptieren. Wie sich dann die Konsumenten-Sendung «Espresso» auf DRS 1 mehrmals der Sache annimmt und sogar einen Pfarrer präsentieren kann, der öffentlich gegen die Trauung im Konsumtempel donnert, da ist es um die Medien plötzlich geschehen; die Traumhochzeit das Thema. SAT1 ruft an, RTL erkundigt sich, die Macher von Röbi Kollers «Quer» wollen einen exklusiven Eigenbericht, die Tagesschau von SF1 auch, également les chers amis de la presse romande, dito «10 vor 10», die Berner Zeitung erkundigt sich mehrmals im Detail zu Handen der geneigten Leserschaft, ebenso der Bund, der Tages-Anzeiger, der Blick, die Aemme-Zytig und die Grauholz-Post, die Schweizerische Depeschenagentur sda, Facts undsoweiterundsofort. Selbstverständlich berichten die Medien im Vorfeld der Hochzeit, comme il faut bei einem derartigen (Zitat) «Quatsch», grösstenteils kritisch über die Sache.

Hochzeitstag. Auch den obersten aller Migros-Bosse, Jules Kyburz, interessiert die Traumhochzeit im Shoppyländ. Frühmorgens schreitet er durch jenes Einkaufszentrum, das er seinerzeit selber geplant und 1975 eröffnet hat. Der präsidiale Besuch lässt die beiden Hochzeitsma-

cher, Peter Surbeck (von der sda konsequent als Viktor benannt) und Alfred-Louis Roth leer schlucken. Vermutlich vor lauter Ehrfurcht verabschiedet Alfred-Louis seinen höchsten Chef mit «Adieu, Herr Surbeck».

Auch TeleBärn berichtet in den Wochen vor der Feier mehrmals vom Glück der Sylvia und des Thomas. Zum Anlass selber kommt Redaktor Roger Baur eine Spur zu freizeitleich gekleidet. Panik. «So, im Polohemd, kann ich unmöglich ein Interview mit der Braut machen. Was würden unsere Zuschauer denken?» schätzt der TV-Mann die Situation ein. Manfred Schneider, Leiter des MM im Shoppy, kann aus der Patsche helfen – mit einem M-Veston, so dass Roger B., als rasender Reporter vor der Kamera, durchaus eine gute Falle macht.

Kein neues Modell aus der Steiff-Plüschtierkollektion ist Reto Sopranetti, trotz Qualitätsknopf im Ohr: Weil im Vorfeld der Shopping-Hochzeit einige, wie sie selber am Telefon sagen oder auf Karten schreiben, «bekenkende Christen» unverhohlen mit Störaktionen drohen, ist auch der Sicherheitschef der (inzwischen ehemaligen) Migros Bern an diesem Samstag auf Achse, mit Minik(n)opfhörer im Ohr; glücklicherweise, ohne jemals eingreifen zu müssen.

Das heisst... Eingreifen muss er, genau genommen, eben doch, der Kollega Sopranetti. Nach der Trauungszeremonie bei Möbel Pfister fährt die gesamte Gesellschaft nach Schloss Hünigen, allerdings ohne das Brautpaar, das längere Zeit wie bestellt und nicht abgeholt vor dem Shoppy steht und auf den luxuriösen Bentley wartet, der sie zum wartenden Helikopter fahren soll. Aber nichts passiert, bis besagter Security-Boss her-

ausfindet, dass Bentley-Chauffeur und Heli-Pilot hinter dem Einkaufszentrum einträchtig miteinander parlieren und den Zeitplan ihrer Gäste total vergessen.

Apropos Vergessen: Der ganze Anlass wurde bekanntlich von A bis Z durch die 65 Geschäfte im Shoppy organisiert und bezahlt, die Hochzeitsgesellschaft musste kein einziges Mal ein Portemonnaie zücken. Das führte dann, im Verlauf des späteren Abends, zu einer Art Situationskomödie, als bei einem Spiel mit den «Flüg Züg»-Jongleuren, jemand eine 10-Franken-Note hätte deponieren sollen – niemand aber eine söttige bei sich hatte.

Mit den Medien haben wir diesen Kurzbericht begonnen, mit zwei heiteren Intermezzi aus der weiten Welt der News-Macher wollen wir ihn beschliessen. Fast alle Journalistinnen und Journalisten, die den Anlass vorher kritisch hinterfragt haben, wollen zur Trauung mit dabei sein, umsverworgen, selbstverständlich in der ersten Reihe. «Würden Sie sich bitte in ein Einkaufswägel setzen, damit Ihr Mann Sie im Shoppyland rumstossen kann?» ist sogar an die Adresse der Braut zu hören. Dieser Wunsch bleibt unerfüllt. Und: Der «Berner Bär», der, zusammen mit dem Shoppy, das Patronat über die Trauhochzeit hatt(e), berichtet, Tage später, in seiner Reportage darüber, wie Sylvia und Thomas die Hochzeitsnacht in einer stilvollen Suite des Bellevue-Palace verbracht haben. Der Bericht muss jedoch Tage zuvor geschrieben worden sein, denn die besagte Suite wurde vom Nobelhotel ungeschickterweise anderweitig vergeben, wie man um 02:00 Uhr an der Réception leicht verdattert feststellen musste...

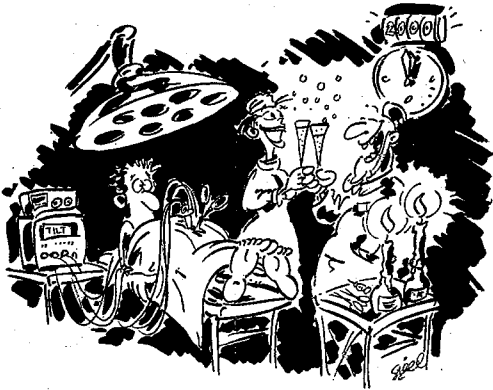
MM MM MM MM MM MM MM MM MM MM MM MM MM MM MM MM

“ Das grösste noch unbeantwortete Geheimnis der Menschheit wird spätestens in der Nacht vom 31. Dezember 1999 auf den 1. Januar 2000 schlüssig beantwortet. Dannzumal wird es zwar nicht um den von Uriella prophezeiten Weltuntergang gehen, aber um so etwas ähnliches, um das Millennium-Problem der Informatiker nämlich. Von den Medien und der Öffentlichkeit praktisch unbeachtet, hat ein Basler Chemiekonzern vor einigen Monaten bereits einschlägige Erfahrungen zur Sache gemacht: Während drei Wochen ging am Rheinknie gar nichts mehr; 1'500 PCs – und mit ihnen ihre Userinnen und User – standen dumm in der Welt herum – derweil der Hersteller, auf seiner Suche nach der Fehlerquelle, mit schöner Regelmässigkeit rechts des roten Drehzahlbereichs rotierte. Auch Ihr Realsatiriker hat sich selbstverständlich Gedanken gemacht, was für Überraschungen in der nächsten Silvesternacht möglich sein werden. Bitte: Legen Sie nicht jedes Wort auf die Goldwaage. ”

Wie aus gewöhnlich gut unterrichteter Quelle zu hören ist, plant das Schweizer Fernsehen in der Silvesternacht auch eine Direktschaltung ins Inselehospital Bern, um für die geneigte Zuschauerschaft in Erfahrung zu bringen, ob die Informatiker den Halbgöttern in Weiss einen Streich spielen wird. Stellen Sie sich jetzt vor, die Regie schalte um 23:59:15 Uhr in den

Ops, von wo aus Kollega Samuel Stutz («Der Fernsehdozent», SF2) live über eine akut gewordene Blinddarm-Operation berichten wird. Könnte sich folgendermassen abspielen: «Meine Damen und Herren, hinter mir sehen Sie das Dreamteam des Inseleospitals, wo Professor Leibundgut in den nächsten Sekunden mit der Operation beginnen wird. Wir werden den Eingriff direkt verfolgen können.» Es folgt der Kameraschwenk auf ein grünes Tuch, das den Blick auf ein Stück orangebraun eingefärbter Haut freigibt. 23:59:55 Uhr. Leibundgut meldet sich bei Schertenleib, der Operationsassistentin: «Es guets Nöis, Euch allne zäme. Skalpelli!» Die Kamera geht näher ran, die Spitze des Messers drückt leicht gegen die Bauchdecke, ein erster Tropfen Blut ist zu sehen – und auf einmal wird es finster wie in einer Kuh (il fait sombre comme dans une vache, wie der Romand zu konstatieren pflegt). Totaler Lichtausfall im Ops. Interessanterweise hat das Fernsehen noch Pfuus, so dass im Dunklen folgender Dialog zu hören ist: (Leibundgut) «Das faht scho guet a...» (Schertenleib) «Wei mer nid abbräche, Herr Profässer?» (Leibundgut): «Sicher nid, è Blinddarm machen ig im Schlaf – u dert isch es ja o fyschter. Tupfer!» Offenbar reicht Schertenleib Leibundgut einen falschen Gegenstand. (Leibundgut, leicht gereizt) «Das isch doch kei Tupfer, das! U was cheibs Herts isch das da, bim Skalpelli?» (Waldvogel, Anästhesist) «Ig gloube, Dir verschnydet gred mi rähti Zeigfinger, Herr Profässer. Aua!» Leutschenbach bricht im Inselehospital ab und schaltet sofort zu Siegfried & Roy nach Las Vegas, sozusagen vorwärts ins letzte Jahrhundert zurück.

Sie, liebe Leserin, lieber Leser, haben eine elektronisch gesteuerte Wegfahrsperre in Ihrem Wagen? Wunderbar, dann machen Sie sich auf einiges gefasst. Es empfiehlt sich deshalb, für Ihre Heimfahrt von der Silvesterfeier die gängigsten Telefonnummern bekannter Taxiunternehmen und den kürzesten Weg zu einer öffentlichen Telefonkabine mit konventionellem Münzeinwurf auswendig zu lernen (da Ihr Natel, die Taxikarte, und das digitale ISDN-Telefon ebenfalls verrückt spielen könnten). Für die Verständigung mit dem Taxifahrer können dabei – zumindest in Bern – Kenntnisse in Suaheli durchaus von Vorteil sein. Übrigens: Falls Sie keine Wegfahrsperre



haben, so wird mit Sicherheit der Ticketautomat im Parkhaus durchdrehen, so dass Sie durchaus einige hunderttausend Franken hinblättern müssen, weil ihr Wagen, gemäss Ticket, seit über 100 Jahren dort steht...

Leserinnen, die für den Neujahrstag 2000 Gäste zum Zmittag oder zum Znacht geladen haben, tun gut daran, ihren Kuchen, den Braten, den Gratin oder die Züpfe noch vor dem Jahreswechsel in den Backofen zu werfen, weil Ihnen / ihnen sonst der gastronomische GAU gleich am ersten Tag des neuen Jahrtau-

sends ins Haus schneien könnte. Für Notfälle empfehle ich Ihnen deshalb Büchsenravioli aus Bischofszell. Gebrauchsanweisung: Büchse eine halbe Stunde lang ins heisse Wasser stellen; aber erst öffnen, wenn der Deckel keine Blähungserscheinungen mehr aufweist (das ist mir aus meiner Junggesellenzeit noch nachhaltig in Erinnerung geblieben).

Mutig, mutig, liebe Brüder*: Einige Airlines-Manager werden, so ist aus der Tourismusbranche zu hören, doch tatsächlich den Jahreswechsel an Bord ihrer Maschinen verbringen (wohlverstanden, in der Luft, nicht etwa am Boden), um so Vertrauen in ihre Gesellschaften zu markieren. Würden diese Manager mich fragen (was sie ja nicht tun): Ich würde ihnen dringend empfehlen, samt ihren Vögeln demonstrativ am Boden zu bleiben – unter dem Motto «Sicherheit kommt bei uns vor allem anderen». Wetten, dass das der Kundschaft weit mehr imponieren dürfte?

Allen unter Ihnen, die des Millennium-Problems wegen am 1. Januar 2000 ab 00:00:01 Uhr im Einsatz sein werden, ein kleiner Tip: Sollten Sie eine elektronische Badge-Zugangskontrolle zu Ihrem Arbeitsplatz haben (Sie ahnen, was jetzt kommt), so ist es ratsam, den Silvester gleich mit Ihren Lieben sicherheitshalber in der Informatikzentrale zwischen den Grosscomputern zu feiern. Wer garantiert Ihnen nämlich, dass «man» (...) Ihren Badge nach Mitternacht noch identifiziert und Sie überhaupt reinlässt? Schon jetzt deshalb, wenn auch etwas verfrüht: Es guets Nöis!

*Wie die Sache an der Beresina (leider) ausgegangen ist, das wissen wir ja.

Mein Entschluss steht fest: Ich werde Bundesrat.

“ Sie lesen schon richtig, meine Damen und Herren, Manne u Froue: Ich habe mich tatsächlich entschlossen, als Bundesrat zu kandidieren, am 11. März 1999. Nun gut, zwar gehöre ich nicht jener Partei an, die – aus welchen Gründen auch immer – Anrecht auf die beiden freierwerdenden Sitze hat, aber wer sonst als ein Sprengkandidat soll diese verkrustete Zauberformel, unter der die politische Kreativität unseres Landes derart leidet, in die frische Luft jagen? Wäre wenigstens mit der SPS noch etwas los, würde sie rassig zum Bundesrat austreten und als echte Oppositionspartei mit weiteren Verbündeten links der Mitte für Pfupf in Schweizerlanden sorgen. Aber äbe: Nume nid gschprängt. U scho gar nid öppe d'Zauberformle. Was me het, das het me schliesslech. ”

Nun wollen wir aber nicht mehr von den anderen reden, sondern von mir, Ihrem Sprengmeister. Was mich befähigt, als Bundesrat zu kandidieren, wollen



Sie wissen? Ich bitte Sie! Wollen Sie mich beleidigen? Erstens habe ich mindestens so wenig Konkretes zu sagen wie die meisten anderen Kandidatinnen oder Kandidaten auch, zweitens kann auch ich mein Gesicht auf Fotos durchaus so verzerren, dass man mir die Gier nach einem Bundesratssessel förmlich ansieht und, drittens, bin ich ebenso ein politisches Leichtgewicht wie einige meiner Mitbewerberinnen und Mitbewerber. Deshalb fordere ich gleiches Recht für alle, nämlich: Borni for President!

Liebi Lüt, Dir heit scho rächt: E chly öppis wenigis sött ig so churz vor mire Wahl äüä scho chönne säge, zu mine politische Visione. Ich fahre deshalb in schriftdeutscher Sprache fort, damit sich keine und keiner aus der geneigten Leserschaft diskriminiert fühlt. Psssssst, wenn Sie mir in die Hand versprechen, dass Sie es niemandem – wirklich niemandem! – weitersagen, dann flüstere ich Ihnen etwas vorab; nämlich meine Rede vor der Vereinigten Bundesversammlung am Morgen des 11. März. Ich bin mir durchaus bewusst, dass meine Aussagen politischen Zündstoff beinhalten und dieses Land zu neuen Ufern werden aufbrechen lassen. Aber das bin ich meinen Nichtwählerinnen und Nichtwählern, denen ich hiermit für das geschenkte Vertrauen danke, schliesslich schuldig. Hier also der genaue Wortlaut.

«Sehr geehrte Frau Bundespräsidentin, liebe abtretende und künftige Kollegen, geschätzter Herr Nationalratspräsident – sorry, Ihren Namen vergesse ich immer –, hochverehrte Ständerätinnen, Ständeräte und Ratsständer, sehr verehrte

Nationalrätinnen und Nationalräte! Es dürfte einmalig in der mittlerweile 151jährigen Geschichte unseres modernen Bundesstaates sein, dass ein unbekannter Bürger, keiner politischen Partei, keinem Sportclub und keinem Stammisch angehörend, sich von Ihnen in den Bundesrat wählen lassen will. Ich tue dies aber, ausdrücklich, nicht aus persönlichen Ambitionen heraus, sondern, wie alle anderen, die sich in den vergangenen Wochen der Ausmarchung gestellt haben, aus Sorge um unser Vaterland! **(Möglicher Applaus einzelner Hinterbänkler ist an dieser Stelle denkbar.)**

Meine Damen und Herren! Chers téléspectateurs! Cari amici sportivi! Viva la Grisha! Ist Ihnen eigentlich bewusst, wieviele Familien in diesem unserem Vaterland mehr Krankenkassenprämien als Steuern bezahlen – derweil vermutlich einige Privatspitäler und Chefärzte nicht so recht wissen, wie sie ihre Überabschreiber dem Fiskus gegenüber rechtfertigen sollen? Finden Sie das denn normal? Das muss sich ändern. Und dafür werde ich mich einsetzen! **(Verhaltener Applaus von links – oder von rechts? – ist wahrscheinlich.)** Und – ich frage Sie! – wie wollen wir unseren Kindern und Kindeskindern unser Abseitsstehen von Europa später einmal begründen, wie? Ich bin deshalb für den sofortigen Beitritt zur EU, natürlich unter gewissen Vorbehalten. Bern darf nämlich unter gar keinen Umständen zur Hauptstadt eines Vereinigten Europas werden, niemals! Wir müssen unsere Neutralität und Identität wahren! **(Leicht irritiertes «Bravo!» von Christoph Blocher möglich, gefolgt von einem um so überzeugenderen «Jawohl!» Ueli Maurers.)**

Verfolgt man die Medien, so könnte man meinen, die Schweizerinnen und Schweizer hätten zur Zeit nur drei Probleme:

Den Luchs, den Wolf und den Ogi – in dieser Reihenfolge. **(Gelächter im Ratsaal, Kameras sind auf Ogi gerichtet, der ebenfalls mitschmunzelt und einen Sion-2006-Wimpel schwenkt.)** Die expo.01 ist ja kein Thema, weil, was nicht ist, darüber man sich auch nicht streiten kann. **(Allgemeines Gelächter und zustimmendes Kopfnicken; diverse Anwesende drehen sich zu Kollega Matthey um; jener, peinlichst berührt, nuschelt etwas unter seinem Pult.)** Meine Damen und Herren! Wir müssen die Politik in diesem Lande wieder konsequent nach dem Mittelstand ausrichten; vermehrt auf Familien, alte Mitmenschen und Minderbemittelte Rücksicht nehmen, nicht auf die Millionäre, Steuer-Umzügler, Egoisten und Raiders. **(Raunen von rechts, stehende Ovation von links.)** Und wir müssen endlich ernst machen mit dem Sparen! (Ungläubiges Staunen allenthalben.) Ich schlage deshalb vor, dass Stände- und Nationalräte, um mit dem guten Beispiel voranzugehen, nur noch die Hälfte ihrer Jahrespauschale beziehen. Darüber hinaus stehen ihnen nach wie vor die Sitzungsgelder für ihre tatsächliche Anwesenheit...» **(Die Ratsvorsitzende unterbricht wirsch, weil die zugestandene Redezeit überschritten ist.)**

Kollegen, die mir nahestehen, dieses Manuskript gelesen haben und auf deren Urteil ich grossen Wert lege, meinen unisono, ich könne das mit dem Bundesrat mit dieser Einstellung glatt vergessen. Also eben doch Rita oder Adalbert oder Joseph (mit «ph», wie Alphorn) oder Ruth. Päch für d'Schwyz.

Thomas Bornhauser, VBR
(Verhinderter Bundesrat)

«Bo, wollen Sie uns hochnehmen?»

“Hier möchte ich Sie nicht mit einer einzigen Geschichte, sondern mit vier verschiedenen Episödchen erfreuen, von denen jedes natürlich auch eine Story für sich ist...”

Anlässlich der letzten HalbpPreis-Aktion im Sommer 98 habe ich mir den Luxus teurer Rennskis geleistet. Mitte Dezember nun wurden die Bretter eingeweiht. Zuerst noch zaghaft auf den gelbschwarzen Rossignols hin- und herrutschend, werde ich im Verlaufe der ersten Abfahrt immer sicherer. Nach zehn Minuten hätten mich selbst drei Kamelbuckel nicht mehr verchlüpfen können. Zum Schluss der allerersten Abfahrt mit den nigelnagelneuen Skis setze ich bei der Talstation in Vercorin zum Abschwingen an. Plötzlich taucht – aus dem Nichts – ein schätzungsweise Fünfjähriger in der Gegenrichtung auf, volles Rohr, unfähig zu bremsen, wie von Geisterhand gelenkt, einer Cruise Missile ähnlich. Vater Bornhauser hat er genau im Fadenkreuz. Jessesgott, was nun? Den Kleinen zu Kleinholz fahren? Pfu! Also breche ich den Schwung ab und weiche in extremis aus, direkt auf die (unbeschnittene) Strasse. Quizfrage: Wissen Sie, wie ein mittlerer Landschaden aussieht? Prima. In etwa so präsentieren sich die Kanten und der Belag.

Daniel aus Äbike ist fünf Jahre alt. Und der jüngste Bueb meines Namensvetters, seinerseits Chefredaktor bei der Neuen Luzerner Zeitung. Vor allem aber ist Daniel mein Göttibueb. Wie es sich für einen rechten Götti gehört, rufe ich Dani

vor Weihnachten an. Er nimmt gleich selber den Hörer ab. «Dani, was möchtest du zu Weihnachten von mir?» – «Einen Nintendo 64!» kommt umgehend retour. Zwar habe ich keine Ahnung, was das genau sein soll, ein Nintendo 64, aber instinktiv stelle ich mir darunter ein Spiel für den Gameboy vor, vermutlich etwas mit Schachfiguren. Oder so. «Wenn Dani einen Nintendo 64 vom Götti will, dann bekommt Dani auch einen Nintendo 64 vom Götti.» Mein Göttibueb ist entzückt. Ohne nach seinen Eltern zu fragen, hänge ich wieder auf. Schliesslich ist der Mann selbst, sagt uns ein Sprichwort. Am nächsten Nachmittag tauche ich im Mel-electronic-Studio Shoppyländ auf: «Kann mir jemand sagen, was ein Nintendo 64 ist?» bekommt die Runde gefragt. Einige staunen, einzelne schmunzeln, Margrit Joss schüttelt ungläubig den Kopf. Nur Antwort kommt keine, vermutlich weil die Frage unklar gestellt wurde. Deshalb gibt es ein da capo. «Bo, wollen Sie uns hochnehmen? Jedermann weiss doch, was ein Nintendo 64 ist!» Ausnahmen bestätigen bekanntlich die Regel. «Könnte mir jemand freundlicherweise einen Nintendo 64 holen und gleich in Geschenkpackung einwickeln?» Margrit Joss verschwindet und kommt mit einer verhältnismässig grossen Schachtel zurück. «Macht 198 Franken.» Klein-Dani hat Gross-Götti, wie einen Fussballgoalie, voll auf dem falschen Fuss erwischt. Ich werde wohl Gotte Barbara um eine Kostengutsprache angehen müssen.

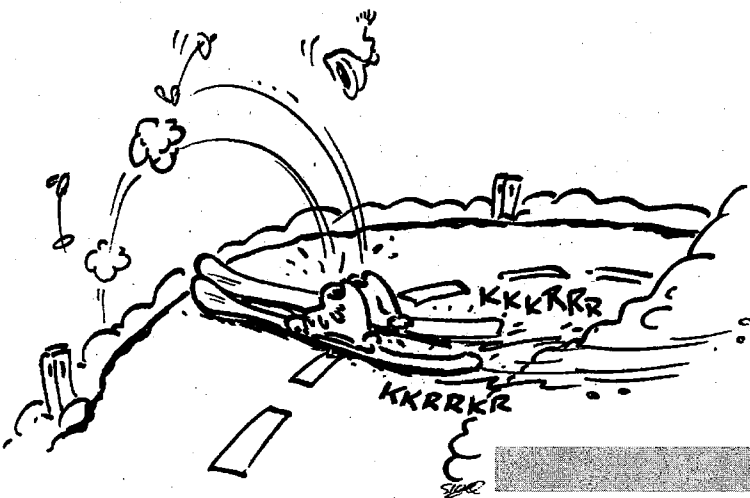
Apropos Fussball. Da war doch letztes Jahr diese Weltmeisterschaft in Frankreich. Während dieser Zeit waren die Buben aus Claudias Klasse nur noch an

den Kickern interessiert, und sonst angarn nichts mehr. Dieses Interesse manifestierte sich dadurch, dass während der Pausen Bilder der Stars aus Kaugummipackungen die Runde machten. Ein regelrechter Tauschhandel entstand. Den nichtbeachteten Mädchen blieb gar nichts anderes übrig, als sich mit guten Fussballer-Bildli bei den Jungherren in Erinnerung zu rufen. Auch Claudia wollte da nicht zurückstehen und tauchte in einer Tauschrunde mit einem veritabeln «Trumpf Buur» auf. Mit dem Foto von Laurent Dufaux.

Meine Frau hat eine jüngere Schwester; Judith, ihrerseits seit über einem Jahr mit André verbandelt (siehe auch Seiten 6/7). Und so kam es halt, dass André und mein Schwiegervater, der ja unter Umständen auch einmal Andrés Schwiegervater werden könnte (Sie können noch folgen?), sich eines Tages kennengelernt haben. Dieser für die Familiengeschichtsschreibung historische Moment fand bei André zu Hause statt. Auch Monika und ich waren eingeladen, sozusagen als Ablenkungsmanöver. Oder

Conférenciers, isch ja o wurscht. Schwiegervater, auf sein gutes Image bedacht, bringt André als Präsent eine schön verpackte Schachtel mit, von der sich erahnen lässt, dass sich darin eher eine Flasche, denn ein Autoreifen verbirgt. Sorgfältig, wie es sich gehört, packt André das Mitgebrachte aus, eine kunstvoll bedruckte Schachtel, die eine feine Flasche Armagnac schützt. Würdevoll wird die Flasche herausgezogen. Schade bloss, ist sie... halbleer. Peinliches, betretenes Schweigen allenthalben. Wie sich dann anschliessend in einer Runde der Selbstfindung herausstellt, hat Schwiegervater die Flasche vor schätzungsweise zwanzig Jahren selber einmal als Geschenk erhalten, den Inhalt wahrscheinlich mit Kollegen probiert und die Flasche dann, samt Schachtel, fein säuberlich in den Weinkeller gelegt. Und was lernen wir daraus? Es gibt sinnvollere Geschenke als alkoholische Getränke.

(Für die Nichtsportler unter Ihnen: Laurent Dufaux ist Radfahrer)



Was kümmert uns das Ketschup oder das Känguru?

“*Liebe Leserin, lieber Leser: Sie werden doch wirklich nicht allen Ernstes und öffentlich behaupten wollen, dass Sie, nur weil Sie zufälligerweise der neuen deutschen Rechtschreibung einigermaßen mächtig sind, Texte comme il faut schreiben können, fehlerfreie noch dazu? Nein, das nehme ich Ihnen nicht ab. Sie werden jetzt nämlich staunen, wie Neudeutsch korrekt abläuft. Wetten?*”

Unsere Kids (orthographisch auch als Kidz salonfähig) skaten im Sommer inline auf der Halfpipe und boarden während des Winters in Softboots, falls sie, des schlechten Wetters wegen, zu Hause nicht gerade mit Supermario gamen. Selbstverständlich biken sie auch, wie alle Youngsters in ihrem Alter – dies im Gegensatz zu ihrer Mutter, die dafür, schliesslich ist ja Wellness angesagt, im TROPEANA-Aerobics-and-Dance-Studio Ittigen mit Low-, Mixed- und High-Impact, Stretching oder Fatburning ihren Body formt. Achtung! Letzteres hat mit Bodybuilding für Bodyguards oder Securityleute nichts zu tun. Borni seinerseits hält es im Sommer eher mit Walking oder Jogging. Im Winter carvt er auf den Pisten herum, allerdings ohne Bigfoots oder Snowblades. Zugegeben, es gäbe noch andere Trends im Bereich Sports & Fun (Riverrafting zum Beispiel, Bungee Jumping oder Zorbing), aber die sind mir zu heavy – «no risk no fun» hin oder her.

Beim Fooden sind Popcorn, Hot Dogs, Hamburger und Sandwichs megaout; in

ist Functional Food und, for a new generation, Energy Drinks wie Red Bull (Hooch ist bekanntlich verboten). Aber eben: Die Teenies haben es nicht gestohlen, schliesslich haben ihre Oldies den Cocktail erfunden; Drinks wie den Screwdriver, den Manhattan oder die Bloody Mary. Ich selber stehe auf Bud, selbst wenn das – holy shit – vom Bundesgericht verboten wurde. Apropos Food: Sie wissen bestimmt, dass man heute online shoppt, nicht wahr? Zum Beispiel auf www.migros-shop.ch Ihre virtuellen Einkäufe können Sie, falls Sie keine Hauslieferung möchten, real beim Pick-Up abholen. Überhaupt, diese Computer: Von dort kommt das Neudeutsche doch her: Man linkt, insertet, deletet, scrollt und man printet. Von Befehlen wie Esc, Crtl, Alt, SysRq und Pg Dn ganz zu schweigen. By the way: Nirgends ist Sex safer als beim Surfen zu den Freepics.

Und erst die Businesswelt! Den Hitsong vom Shareholder value dank Streamlining (featuring Martin E.) mag ich schon gar nicht mehr hören, selbst wenn es das Standard&Poors-Rating einer Firma auf ein Triple-A katapultiert. Romano Spadaro beispielsweise, bedrängter Präsident des Grasshopper-Clubs, voller Entrepreneurship und sein Handy immer auf Empfang, ist gegenwärtig auf der Suche nach einem Joint-Venture-Partner, weil Bäume bekanntlich nicht in den Himmel wachsen. Das Licensing, Franchising und Branding für sein Team möchte er out-sourcen. Vielleicht fällt dem Guten während eines Brainstormings (Overhead, Beamer und Flipchart im Seminarzimmer nicht vergessen!) einmal ein, ob Just-in-time bei personellen Ver-

pflichtungen im bezahlten Fussball auch ein Thema sein könnte (Headhunters gibt es ja genug); schliesslich will er GC für die Champions League upgraden und nicht downsizen, denn alle Geldgeber wollen lieber früher als erst später ein Return auf ihrem Investment sehen.

Beim Twist und Rock'n'Roll (erst recht beim Letkiss) war es offensichtlich: Zuerst war da eine Aktivität, erst dann ergab sich daraus der Ausdruck. Wie aber ist es beim Rave, House, Hiphop, Jungle oder beim D'n'B? Ich weiss es nicht, ehrlich gesagt. Mit Sicherheit aber ist bekannt, dass man via Walkman oder durch Zappen auf MTV in die Charts reinhört und sich ob den Runnerups und Newcomers freut: AWG, 3p, The Boyz, E-17, 2Pac, TLC oder 5ive und wie sie alle heissen mögen (Einschlägiges ist auch im Toaster zu lesen). Cool ist es besonders dann, wenn man ein ähnliches Piercing

wie sein Idol hat. Dass Girlies den gleichen Eyeliner, Lipstick und dasselbe Shampoo wie zum Beispiel Veronica Louise Ciccone benutzen, ist eh selbstverständlich.

Es gibt noch viele eindruckliche Ausdrücke aus dem Neudeutschen, die in zusammenhängende Sätze geschachtelt werden könnten (wie Peeling, Greenhorn, Swiss Army Knife, Ogi, Playback, Junkie, Lucky punch, Tomahawk, Mayday oder Tilt). Aber lassen wir das. Ich will ja keinen literarischen Overkill mit Ihnen veranstalten.

Wie gut, so sage ich mir, gibt es in Schweizerlanden noch die Schwinger (Wrestlers) und die Platzger (some kind of Horseshoe-Throwers), die das Urchige hegen und pflegen. Und die Hornusser. Da ist und bleibt ein Nous ein Nous, selbst wenn auch dieser heute nicht mehr das ist, was er früher einmal war.



T. Elias Bornhouser

«Wir wollen Geld, wissen allerdings nicht, wofür...»



„ Sie haben es bereits mitbekommen: Ich habe extrem Mühe mit der hehren Politik, resp. mit jenen, die sie vertreten. Das ist auch kein Wunder, wenn man sich beispielsweise an jene Episode zurück erinnert, als Ruth Dreifuss nach ihrem Kosovo-Aufenthalt zwanzig Schutzsuchende mit in die Schweiz zurücknahm und verschiedene erwachsene Landesväter sich wie beleidigte Leberwürste benahmen, nur weil Frau Dreifuss wegen dieser PR-Aktion in den Median erwähnt wurde. Ganz recht, ich bin mir bewusst, dass ich einzelnen rechtschaffenen Politikerinnen und Politikern mit dieser Verallgemeinerung

Unrecht tue. Unserem fotogenen Aussenminister, um einen unter vielen aufzuzählen. Oder dem seltsamerweise erst seit seinem Rücktritt als Finanzexperte (ohne Verantwortung) tätigen Otto S. Möglicherweise auch noch Maximilian Reimann. Sicher aber Nella Martignetti. Und deshalb werde ich heute bewusst nicht auf oberflächlich machen. ”

Einen Spruch habe ich von Politikerinnen und Politikern bis heute weder gelesen noch gehört, obwohl er möglicherweise der treffendste aller wäre. Folgender: «Was reklamieren Sie eigentlich bei mir? Beschwerden Sie sich beim tumben Volk! Das hat mich schliesslich gewählt.»

Da hätten wir das konkrete Beispiel einer SVP-Grossrätin. Nennen wir sie hier, der allseits beliebten parlamentarischen Immunität halber, Susanna Ka. In der Kolumne einer Regionalzeitung ging Frau Ka im Januar 1998 mit den beiden Grossverteilern Coop und Migros hart ins Gericht. «Coop/Migros: Keine Hoffnungsträger» lautete ihre sensationslüsterne Schlagzeile, die ihr bei gewissen Leuten bestimmt eine stehende Ovation eingebracht haben dürfte. Sygseso. Das Dumme an der Sache: Ihre Kolumne strotzte nur so von Unwahrheiten. Nun, seien wir anständig mit Frau Ka. Nehmen wir einfach an, sie habe es wirklich nicht besser gewusst. Wie ich aus gewöhnlich gut unterrichteter Quelle erfahren konnte, hat die Migros monatelang (!) versucht, mit der Grossrätin – wenn auch nur hinter den Kulissen, abseits der Öffentlichkeit, schliesslich sollte sich die

Politikerin vor potentiellen Wählerinnen und Wählern ja nicht blamieren müssen – ins Gespräch zu kommen. Mehrere hochanständig formulierte Briefe blieben unbeantwortet. Was verständlich ist, hatte Frau Ka doch andere Prioritäten im Kopf – ihre Wiederwahl zum Beispiel. Nach besagter, im Frühsommer, meldete sie sich husch telefonisch, entschuldigte sich für ihre «verspätete Reaktion» und bat, Termine für ein Rendez-vous vorzuschlagen. Ihr Wunsch war dem Grossverteiler, darf man meinem Vertrauensmann bei der Migros glauben, Befehl; schliesslich lag den «Nicht-Hoffnungsträgern» daran, Frau Grossrätin die wahre Realität aufzuzeigen. Was passierte dann? Frau Ka liess die Leute nutz wissen, dass sie sich lieber nicht mit ihnen unterhalten würde. Die Frage sei erlaubt: Weshalb wohl? Wo bleibt denn die Zivilcourage, Frau Ka, wo?

Frau Ka's Intermezzo liest sich aber wie ein laues Guetnachtsgschichtli, wenn man sie mit einer Aktion der «**SPPLUS** Wohlen» vergleicht. In ihrem Infoblatt – mit dem hitverdächtigen Titel «Die **SPitze** Botschaft» – zeigt die Lokalsektion am See, was alles in ihr steckt. Unter der vornehmer Zurückhaltung zeugenden Schlagzeile «Eine Jahrtausend-Idee...» beweisen uns Genossinnen und Genossen, dass das Geld auf den Bäumen wächst. Die Partei will nämlich söttiges, weiss aber noch nicht, wofür. Verständlich, wie heisst es doch im Volksmund? «Was mer het, das het mer.» Nun, da sind die Lokalpolitiker in auserlesener Gesellschaft, wenn ich an die Exponentinnen und Exponenten einer möglicherweise 2001 stattfindenden Ausstellung denke.

Nachstehend einige Auszüge aus dem Originaltext der «**SPitzen** Botschaft»: «Wie wäre es, wenn wir uns nicht einfach sang- und klanglos aus diesem Jahrtau-

send hinausschleichen? Wenn wir den Anlass nicht einfach den zukunftsgläubigen oder pessimistischen Festrednern, den Offiziellen und Prominenten überlassen, sondern gemeinsam etwas ganz anderes anpacken?

Wir finden: Das darf auch etwas kosten. Unsere Gemeinde, unsere Behörde kann diese Idee doch unterstützen. Sie müsste dafür auch etwas Geld übrig haben. Nicht viel, aber ein wenig schon. Wir von der **SPPLUS** arbeiten weiter an der Idee und freuen uns auf die zahlreichen, kreativen Vorschläge von Ihnen, liebe Leser/innen. Diese wollen wir lustvoll zur «Jahrtausendidee» zusammenschürren und unserem Gemeinderat als Antrag eingeben.»

Abgesehen davon, dass es bei der «**SPPLUS** Wohlen» eine Zweiklassengesellschaft gibt – nämlich die «Leser» und die «/innen» – : Diese selbsterklärte «Jahrtausend-Idee» erinnert 1:1 an jene mutlose Politik, wie sie in diesem Land, leider, zur Tagesordnung gehört. Will heissen: Weil, einmal mehr, niemand eine klare Vorstellung (und schon gar keine Vorausschmierenden) hat, gründet man eine vorberatende Kommission ohne eigentlichen Auftrag, spricht ein Budget, und geht dann mit einem zusammengeschnürten Bündel von Kompromissen in die Vernehmlassung, in der Hoffnung, sich später einmal mit fremden Federn schmücken zu können.

Was uns die «**SPitze** Botschaft» dummerweise... unterschlägt (das war übrigens schon wieder eine Parallele zur Politik!): Meint man mit der Jahrtausendwende nun den 31. Dezember 1999 oder, mathematisch richtig, den 31. Dezember 2000? Ich weiss es nicht. Die «**SPPLUS** Wohlen» vermutlich auch nicht.

Ob Pouletknochen für den Geschirrspüler taugen?

“ An dieser Stelle gibt es zur Abwechslung keine in sich abgeschlossene Geschichte, sondern vier jener Episödchen, die das Leben lebenswert machen; vor allem für jene unter Ihnen, die schadenfreudig über Ungeschicklichkeiten anderer schmunzeln können. Nume hü! ”

Wenn meine Gedanken «woanders» sind, dann bin ich jeweils wirklich in einer anderen Welt, weit weg – und entsprechend kaum ansprechbar. Ich beliebe mich in solchen Momenten bei den Kolleginnen und Kollegen im Büro bescheidenweise mit Beethoven zu vergleichen: «Stört mich jetzt bitte nicht, die Welt würde mit einer weiteren 'Unvollendeten' kaum klarkommen...» Wie auch immer. Bei uns zu Hause ist Tradition, dass alle nach dem Essen ihr Geschirr selber in die Küche hinaustragen und in den Geschirrspüler stellen. Kürzlich ergab es sich, dass Papa nach einem Poulet-Znacht solo für alle abräumen musste, weil der Rest der Familie kurz mal ausser Haus huschen musste. Ich weiss heute, ehrlich gesagt, nicht mehr, welchem Thema genau ich nachstudiert habe, aber als ich daran war, den fünften (!) Pouletknochen fein säuberlich in das Besteckkästchen der Abwaschmaschine zu stellen, da wurde mir klar, dass irgendetwas nicht stimmen konnte... Worauf mir erst noch schlagartig einfiel, dass ich vor vielen Jahren einmal einen gefüllten Ghüdersack mit aus dem Hause genommen hatte, aber gedankenversunken am Abfallcontainer vorbeilief. Erst als die

Leute im Postauto mich so merkwürdig musterten, da...

Ich bin ein durch und durch mittelmässiger Autofahrer; das Lenken eines Fahrzeuges bedeutet für mich nichts anderes als ein notwendiges Übel, dem ich in Gottes Namen nichts Geiles abgewinnen kann. Dementsprechend wenig interessiere ich mich für Autos, verstehe ehrlich gesagt auch gar nichts davon (bei uns zu Hause ist der Kauf eines Autos deshalb einzig und allein Frauensache). Vor kurzem habe ich zum Beispiel nicht einmal gemerkt, dass ich das Steuerrad schloss eines Firmenwagens auch nach längerem Probieren nur deshalb nicht entriegeln konnte, weil ich im... falschen Wagen sass. Mit schadenfroher Miene klärten mich unsere Transportleute Samuel Rohr, Fritz Baumann und Peter Willener, die von ihrem Fenster aus meine untauglichen Startversuche mit breitem Grinsen und entsprechenden Wortmeldungen mitverfolgten, aber umgehend auf, lautstark. Schön peinlich.

Themenwechsel: Familie Bo ist seit kurzem bei «Tele 2» angemeldet, weil uns die Swisscom in vielerlei Hinsicht z'grächtem verleidet ist. Nun, seit unserer Tele-2-Registrierung funktionierte unser Tritel-Telefon nicht mehr richtig, die Anrufer konnten uns kaum noch verstehen. Falsch, nicht ein heimtückischer Racheakt der Swisscom steckte dahinter, sondern meine Frau, wenn auch nicht vorsätzlich. Von «Tele 2» haben wir nämlich etliche Kleber mit der «Tele-2»-Fast-Gratisnummer erhalten, zur Erinnerung. Dreimal dürfen Sie raten, wo genau meine Frau das Ding auf das Tritel

geklebt hat. Falsch. Nochmals falsch. Direkt auf die Öffnung der Sprechmuschel.



Als Pressesprecher der Migros Aare höre ich besonders gut hin, wenn Berufskolleginnen oder -kollegen zu aussergewöhnlichen Themen am Radio Auskunft geben müssen, denn schliesslich lernt man nie aus. Dann und wann haben söttigi Interviews sogar echten Unterhaltungswert, wie vor einigen Wochen, als der böse Wolf im Wallis angeblich von einer Schneeschleuder erfasst wurde. Radio extraBERN ist aktuell an der Sache dran, stellt einem Veterinär am Pathologischen Institut des Tierspitals entsprechende Fragen zum Dahingeschleuderten. Real satire pur. Erstens piepst der Sucher des Befragten während des Gesprächs ununterbrochen, und zweitens werden Fragen auf eine derart streng wissenschaftliche Art beantwortet, die jeden Sketch von Otto Waalkes (bewusst) oder Peter «Höhöhöö» Müller (unbewusst) weit in den Schatten stellen: Nein, man könne im Moment – piep, piep, piep, piep – noch nicht sagen, woher der Wolf gekommen sei (**tragen Wölfe denn keine Pässe auf sich? Zwischenfrage des Schreibenden**). Die genaue Todesursache – piep, piep, piep – müsse zuerst noch ermittelt werden (**obwohl kein Tierarzt, vermute ich einen kausalen Zusammenhang mit der Schneeschleuder**). Es werde – piep, piep, piep,

piep, piep – vermutlich unmöglich sein, festzustellen, ob das Tier absichtlich angefahren wurde (**aber, aber, wer wird denn den Herren Fendant und Döle sowas unterstellen?**). Undsowei-terundsofort.

Alias Beethoven (siehe die erste Story) hat dann und wann das schwer erklärbare Bedürfnis, anderen völlig ungefragt seine Hilfe anzubieten. Einfach so. Nicht zuletzt deshalb, weil ihn gewisse Sachen persönlich interessieren – und er sich gerne dafür engagieren würde. Zum Beispiel die Olympischen Spiele 2006 in Sion, die ich nun echt unterstützenswert finde; auch um der Welt und, vor allem, uns selber zu beweisen, dass wir Schweizer nicht nur noch bloss Verhinderer, Verzögerer und mutlose Zauderer sind. Kürzlich habe ich deshalb dem OK «Sion 2006» ungebetenerweise erstens einen Kommunikationsvorschlag gemacht und, zweitens, meine ehrenamtliche Hilfe in Sachen Kommunikation angeboten, falls dies gewünscht wäre. Der Brief, der von offizieller Seite retour kam, war eindeutig und abschliessend abgefasst: Auf psychologisch einfühlsame Weise wurde mitgeteilt, dass man von Vorschlägen geradezu überhäuft werde. Und auf Punkt 2 wurde gar nicht erst eingegangen. Wohlan denn, unter diesen Umständen bleibe ich halt bei meinen Leisten (Beethoven war doch Schuhmacher, nicht wahr?) und schreibe weiterhin für Sie. Freude herrscht: Adolf Ogi wird auch in diesem Fall profitieren, schliesslich wohnt er ja im Wirtschaftsgebiet der Migros Aare und kann diese Ferienlektüre ebenfalls gratis beziehen.

(Dank unserer Kulturchefin, Lilian Schlatter, weiss ich auch, dass die sogenannte «Unvollendete» von Franz Schubert ist)

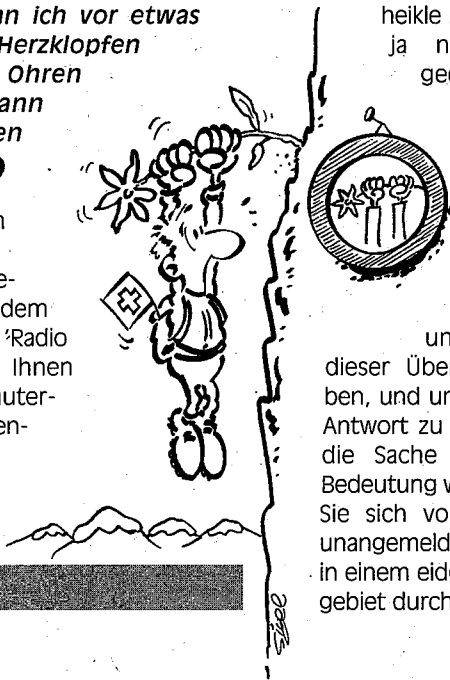
Die Verordnung über Jagdbanngebiete vom 30.9.91

«Eine meiner grossen Schwächen in geschäftlichen Belangen ist die, dass ich Detailfragen, die ich persönlich für weniger wichtig halte – über die man aber durchaus ganze Sitzungen abhalten könnte –, für viele Leute zu rassig und zu grosszügig delegiere («Machen Sie es, wie Sie es für richtig halten»). Ehrlich gesagt, mich reut einfach die Zeit, mich damit, statt mit wirklich Wichtigem abgeben zu müssen. Gott sei Dank gibt es aber Leute mit Zeit und mit der Liebe zum Detail. Wo kämen wir in diesem Land auch hin, würden alle so handeln wie ich? Pfui. Beispiel: Neulich flatterte ein Brief des Amtes für Natur des Kantons Bern auf mein Pult bei der Migros Aare. Absender: Das kantonale Jagdinspektorat. Wenn ich vor etwas weiche Knie, Herzklopfen und rote Ohren bekomme, dann vor amtlichen Briefköpfen.»

«Wie wir erfahren haben, ist offenbar im vergangenen Monat via dem Lokalradiosender 'Radio BeO' eine von Ihnen organisierte 'Kräuterwanderung im Kiental' angeboten worden. Dieser Anlass findet teilweise

oder vollständig im eidgenössischen Jagdbanngebiet Kiental statt – für solche Freizeitaktivitäten ist gemäss der Verordnung über die eidgenössischen Jagdbanngebiete vom 30.9.91, Art. 5, eine kantonale Bewilligung nötig, welche durch unsere Fachstelle ausgestellt werden kann (siehe Beilage). Dürfen wir Sie höflich bitten, sehr geehrte Damen und Herren, uns in den nächsten Tagen diese Angelegenheit betreffend zu kontaktieren. In Erwartung Ihrer geschätzten Antwort verbleiben wir gerne mit freundlichen Grüssen...»

Jessesgott! Meine Arbeitgeberin – angeschrieben wurde die Abteilung «Freizeitangebote», die es bei uns als solches gar nicht gibt – hat offenbar Verbotenes getan. Panik. Weil eine ausgesprochen heikle Angelegenheit (und weil ja nicht sämtliche «sehr geehrte Damen und Herren» aus der Migros Aare das Jagdinspektorat anrufen können), kommt der Brief zu mir. Umgehend faxe ich dem Absender retour – mit der Bitte, uns nähere Details zu dieser Übertretung bekanntzugeben, und um ihm mit der schnellen Antwort zu beweisen, wie ernst wir die Sache nehmen und welche Bedeutung wir ihr beimessen. Stellen Sie sich vor, jeder Latschi würde unangemeldet Kräuterwanderungen in einem eidgenössischen Jagdbanngebiet durchführen.



Auch der «Kanton» ist sich der Vordringlichkeit der Angelegenheit bewusst. Noch am gleichen Tag kommt der Bescheid, dass man von seinem Informanten konkreteren Bescheid verlangen wird. Parallel zu den Recherchen aus den amtlichen Stuben forsche ich intern nach, bei den Klubschulen in Thun und in Bern («Keine Ahnung, wovon Sie sprechen.»); bei «Radio BeO» («Eine Kräuterwanderung mit der Migros Aare? Davon wissen wir nichts.»); bei der Sektion Bern des SBMG, des Schweizerischen Bundes Migros-Genossenschaftlerinnen, die mit ihren Mitgliederinnen dann und wann Wanderungen veranstalten («Nein, das waren nicht wir!»); und auch bei unseren Gastronomen, die den Gerantinnen und Geranten aus den Migros-Restaurants immer neue Tricklis beibringen, auch in Sachen Würzmischungen («Bornhuser, spinnisch eigentlech, meinsch mir heige Zyt, e ganze Tag im Wald go Chrütli z'suche?»). Es werden noch weitere Telefonate geführt, aber damit will ich Sie nicht langweilen. Derweil bleibt alles andere liegen.

Zum Glück ist wenigstens das Jagdinspektorat bei seinen umfangreichen Nachforschungen erfolgreicher als ich. Wie sich nach einigen Tagen nämlich herausstellt, hat die Migros Aare weder auf «Radio BeO» etwas über eine Kräuterwanderung ausstrahlen lassen, noch eine solche überhaupt jemals durchgeführt – eine söttige wurde jedoch vom Verkehrsverein mit einem Kräuterexperten organisiert (vermutlich auch ohne Bewilligung). Der V-Mann des kantonalen Jagdinspektorats hat bloss einige Sachen durcheinandergebracht. Richtig ist hingegen vielmehr, so stellt sich heraus, dass offenbar anlässlich einer Kaderausbildung von Migros-Leuten einige Teilnehmer auf Griessalp – diese liegt ebenfalls in einem eidgenössischen Jagd-

banngbiet – ohne vorgängige Bewilligung über eine Klippe abgeseilt wurden. Und das nicht einmal von einem einheimischen, sondern einem Seilführer aus Österreich. Können Sie noch folgen?

Ich verspreche den kantonalen Jagdinspektoren Migros-interne Abklärungen, schliesslich wurde Artikel 5 der Verordnung über die eidgenössischen Jagdbannggebiete vom 30.9.91 ja nicht spasseshalber im Gesetz verankert. Der Hotelier auf Griessalp weiss Bescheid: Die Ausbildungsstelle des Migros-Genossenschafts-Bunds MGB in Zürich hat über eine längere Periode mehrtägige Schulungskurse gebucht. Innerhalb dieser Kurse zum Thema «Team-Entwicklung» wird auch ein Abseilen mit einem Feldkircher Bergführer geübt, als Beispiel für das Meistern heikler Situationen im Team.

Weiterhin um eine Klärung dieser für uns peinlichen Affäre bemüht, rufe ich im MGB an. Die Weiterbildungsstelle erweist sich als Weiterverbindungsstelle. Im Laufe der nächsten halben Stunde lerne ich allergattig Migros-Lüt kennen, mit denen ich noch nie die Ehre hatte. Immerhin: Zum Schluss, nach insgesamt ungefähr einem halben Arbeitstag der Recherchen ründ um unseren Verstoss gegen die Verordnung, vertwütsche ich die Verantwortliche. Sie verspricht Besserung.

Damit ist der Verordnung über die eidgenössischen Jagdbannggebiete vom 30.9.91, Artikel 5, Genüge getan. Friede, Freude, Eierkuchen.

(Sie vermuten richtig: Gewisse Episödchen treibe ich wirklich auf die Spitze – in Erannung einer neuen Realsatire...)

«Scusi, signori, buon giorno! Dove il figaro?»

«*Never change a winning team*», besagt ein *britisches Sprichwort*: *Erfolgreiche Teams soll man bekanntlich in unveränderter Formation weiterspielen lassen. Getreu dieser Lebensweisheit – und auf Grund guter Erfahrungen aus der Vergangenheit – haben Bo's (Bornhauser's aus Wohlen) auch ihre Herbstferien 1998 wiederum mit Bo's (Bolla's aus Seftigen, siehe auch Seiten 44/45) verbracht. Im Süden Sardinien, in Villasimius, um ganz genau zu sein. Und dabei – Sie werden es sich ja denken können... – einiges erlebt.*»

Die Regieanweisungen unserer Buchungsstelle für die Fähre Livorno-Sardinien – dem Reisebüro Eurotop in Hindelbank – sind klar: «In Livorno fahren Sie Richtung Centro und Porto». Ecco! Eine Ausfahrtstafel mit einem symbolisierten Schiff und dem Vermerk «Porto». Nichts wie hin! Auf dem um 18:30 Uhr erstaunlicherweise bereits menschenleeren Gelände folgen wir den Wegweisern «Sardegna» und landen schnurstracks in einer ersten Sackgasse (die zweite folgt sogleich). Dritter Versuch, dieses Mal direkt auf eine grosse Fähre zu. Hurra, Sardinien, wir kommen! Nach einer Art Panzersperre (...) werden Bo's und Bo's von einem Carabinieri zurückgepfeifen. Zum Glück, kann man jetzt im Nachhinein nur noch feststellen, denn der Kahn erweist sich als Fähre nach... Bengasi. Und ob wir Ferienmacher uns bei Herrn Ghadafi & Co. wohlgefühlt hätten, das sei einmal in Frage gestellt. Dank Herrn Cara-

binieri finden wir kurze Zeit später das gesuchte Schiff nach Sardinien.

Die Zeit auf dem Schiff und die ersten zehn Stunden an Land beweisen, dass ich während des Geschichtsunterrichts in der Schule grossmehrheitlich zum Fenster hinausgeschaut habe (hiermit entschuldige ich mich ausdrücklich bei meinem Ex-Leist, dem heute in Burgdorf wohnhaften Heinz Gasser). Überall ist Bärndütsch zu hören, ergo muss Sardinien früher eine Kolonie des Ancien Régimes gewesen sein. In der Ferienanlage «Cormoran», wo wir zwei Bungalows gebucht haben, läuft mir nämlich als erstes eine junge Dame mit dem T-Shirt-Aufdruck «Burkhalter Sport Schönbühl» entgegen (und gleich noch ein persönlicher Gruss: Tschou Lisa!). Am Samstag – dies ist aber eine unbelegte Behauptung meinerseits! – ist auf dem Mercato mehr Bärndütsch als am Zibelemärit zu hören. Dem Vernehmen nach sollen dort jedoch, dann und wann, sogar Einheimische anzutreffen sein. Und: Der «Cormoran»-Parkplatz ist voller BE-Autos. In diesem Sinne: Unbekannterweise Gruss nach Ittigen, Lohn, Mattstetten, Burgdorf, Cümliigen, Herrenschwanden oder Kirchlindach (Bo's und Bo's haben zwar bewusst keinen Kontakt zu anderen Ferienmachenden gesucht, aber dennoch das eine oder andere Mal aufgeschnappt, woher die Leute kamen).

Monumentales ist angesagt: Zum ersten Mal seit 25 Jahren will ich mich (vorübergehend) der Welt ohne Bart und Schnouz zeigen. Claudia und Patrick, unsere Kinder, sind schon lange gwundrig, wie ihr Produzent «oben ohne» aus-



sieht. Auf der monatlichen Suche nach einem Coiffeur komme ich in Villasimius an der Kirche vorbei, wo, wie überall in Italien, der Rat

der Ältesten den vorbeifahrenden Autos zuschaut. «Scusi, signori, buon giorno», unterbreche ich die Monotonie des Alltags, «dove il figaro?» Weil keiner sofort antwortet, wiederhole ich die Frage, dieses Mal in einem etwas stärkeren Tonfall. Die Lebenserfahrung, die jedem der alten Männer im Gesicht geschrieben steht, hilft bei der Beantwortung der Frage des Fremden auch nicht weiter. «Il figaro?» Ich beginne, mit den Händen zu gestikulieren: «Certo, il figaro! Per la barba e i capelli!» – «Ah! Il barbiere!» Schöne Blamage, von mir aus halt der Barbiere, obwohl ich den eher in Sevilla, denn in Villasimius vermutete. Anyway: Am Montag haben die Hairstyler, auch auf Sardinien, Wirtesonntag, so dass Isabelle Bolla, eine gelernte Kleinkindererzieherin und begnadete Hobby-Haarschneiderin, am Nachmittag zum Handkuss kommt. Und siehe da: So «ohne» sehe ich gemäss ersten übereinstimmenden Reaktionen aus wie... Elton John. Worauf ich den Bart sofort wieder wachsen lasse.

Ich selber habe mir den Eid abgenommen, während der drei Ferienwochen keine Zeitung anzurühren, kein Radio oder TV einzuschalten – und dabei gemerkt, wie schampar wohl ich mich dabei gefühlt habe: Keine Schlagzeile, die mir, nach Meinung der Journalisten, aufdiktiert, was mich zu interessieren hat(te); keine gross aufgemachten Stories, die keine sind; nichts, worüber ich mich aufgeregt hätte, obwohl es mich überhaupt nichts angeht. Kurz: Es war eine wunderbare Zeit, aus der es Lehren

zu ziehen gilt. Einmal jedoch... da wollte ich an einem Montag morgen umsverworfen wissen, wer den Grand Prix auf dem Nürburgring gewonnen hatte. Steht alles in der Gazzetta dello Sport. Einmal ist bekanntlich keinmal. Was jetzt folgt, ist eine wunderbare Demonstration von «Ich mag nicht!». Dagegen ist kein Kraut gewachsen. Also: Meine mich liebende Monika kriegt folgenden Auftrag auf ihrem Weg zur Reception: «Bringst du mir bitte die Gazzetta dello Sport mit?» – «Wozu?» – «Ich möchte die Sportresultate nachlesen.» – «Ich dachte, du wolltest keine Nachrichten hören...» – «Sportnews sind ja auch keine richtigen Nachrichten.» – «Wie heisst die Zeitung?» – «Gazzetta dello Sport.» – «Kann ich nicht behalten.» – «G.a.z.z.e.t.t.a. d.e.i.l.o. S.p.o.r.t.» – «Kostet das etwas?» – «Natürlich, wie jede Zeitung.» – «Der Brückenbauer kostet aber auch nichts...» – «Schatz, würdest du trotzdem?» – «Ich habe zuwenig Geld bei mir.» – «Hier hast du 5'000 Lire, das reicht bestimmt.» – «Moment, du verstehst doch gar kein Italienisch...»

Was wäre ein italienischer Strand ohne knusprig braun durchgebratene Papagallos? Auch auf Sardinien sind die Herren im Nachsaison-Angebot. Ich gebe es neidlos zu: Es gibt durchaus sehenswerte Exemplare, die Monika auch unverhohlen zuzwinkern – und gegen die ich, zumindest äusserlich, keinen Stich habè. Claudia-Darling bringt diese Tatsache auf den Punkt: «Papa, du hast schöne, kräftige Waden, aber ansonsten bist du kein schöner Mann.» Charles Clerc würde an dieser Stelle das gleiche sagen, wie zum Schluss seiner Episödden bei der Tagesschau: «Dem, meine Damen und Herren, gibt es nichts hinzuzufügen.»

«Gianni, attenzione, dopo il 1:1, sempre il 1:0»

“Auf den vorhergehenden zwei Seiten haben Sie den ersten Teil unserer Ferienerlebnisse auf Sardinien lesen können. Sie erinnern sich: Wie mir zum Beispiel unsere Tochter Claudia spontan attestierte, dass ich «schöne und kräftige Wadli» hätte, aber ansonsten «kein schöner Mann» sei. ☹☹

Eines müssen Sie als Sardinienreisende wissen, falls Sie mit dem Auto unterwegs sind: Die Strassenmarkierungen sind reine Verzerrungen – auch doppelte Sicherheitslinien halten Gianni, Maria, Giovanni und selbst die Carabinieri nicht davon ab, frischfröhlich zu überholen oder Stoppstrassen, obwohl als solche markiert, zu missachten. Es scheint die selbstverständlichste Sache Sardinien zu sein. Ebenso, dass plötzlich Fussgänger Autobahnen überqueren – oder, dass Schnellstrassen ohne Vorwarnung in einer 90-Grad-Kurve enden, wo dreissig Meter später ein Rotlicht steht.

Quizfrage: Welches Produkt symbolisiert Italien? Die Spaghetti? Chasch danke! Der Chianti. Fehlanzeige. Ich verrate es Ihnen. Es ist das... Handy. In bella Italia sind die Dinger allgegenwärtig – und zwar aktiv, unüberhörbar. Sei es beim Jogging am Strand, in Restaurants – wo gewisse Bello's offenbar lieber mit Dritten parlieren, denn mit ihrer (gelangweilten) Bella vis-à-vis turteln –, in den öffentlichen Verkehrsmitteln, bei der Kassiererin im Supermarkt (stellen Sie sich vor, Ihre Kassiererin in der Migros würde beim Scannen telefonieren!), in

Umkleidekabinen, überall. Mich würde interessieren, wieviele Italos sich nachts vom Handy interruptieren lassen.

Am vorletzten Ferientag, an einem Samstag, bekommen auch wir das traditionelle Italien-Feriensouvenir verpasst, in Form einer eingeschlagenen Autoscheibe, auf dem Strandparkplatz (zu holen war bloss ein verstecktes Portemonnaie mit 11'000 Lire). Was tun, unmittelbar vor dem Wochenende? Mein Unterbewusstsein meldet sich, als hätte es Tage zuvor in Villasimius eine Art Hinterhofgarage gesehen. Nichts was hin. Wie ich, Minuten später, in die Werkstatt einfahren will, ist der Besitzer daran, den Rolladen seiner Garage herunterzulassen. Kurzentschlossen fahre ich mit der Motorhaube unter den Eisernen Vorhang: «Aiuto!» Der Garagist schüttelt den Kopf. «Lunedì.» – «No, non lunedì, oggi, subito, per favore!» Ich steige aus, zeige ihm das Malör. «Lunedì.» – «Schtärnecheibnonemau, no, oggi!» – «Lunedì.» Mit Händen und Füssen versuche ich mich zu erklären, obwohl ich kaum Italienisch kann. Nichts zu machen, der Mann will ins Wochenende, basta. «Eines sage ich Ihnen», stolpere ich mich hilflos durch die Sprache Dantes, «wenn die Schweizer Fussballnationalmannschaft heute abend in Udine gegen Italien gewinnt, dann ist das allein Ihre Schuld, weil sie einem Eidgenossen Erste Hilfe verweigern, das schwöre ich Ihnen!! Der liebe Gott straft schnell.» Und siehe da: Der Rolladen geht auf beinahe wundersame Weise wieder hoch; nach einer Stunde ist das Loch meisterhaft verpfästert. (Für alle Statistiker: Italien hat gegen die Dreikäsehochs aus dem Grey-

erzer-, Emmentaler- und Tilsiterland 2:0 gewonnen. Sie wissen ja, weshalb.)

Stichwort Fussballspiel. Dem Bedienungspersonal in der Pizzeria Santa Maria ist am selben Abend anzumerken, dass nebenbei noch etwas anderes als bloss der Service läuft. Ungefähr eine halbe Stunde nach Spielbeginn schaut Gianni bei uns am Tisch vorbei: «Signor Bo, 1:0.»- «Per la Svizzera?» gebe ich mich erwartungsfroh. «No, purtroppo», leider nicht. Borni lässt daraufhin eine seiner Lebensweisheiten vom Stapel: «Gianni, attenzione, dopo il 1:1, sempre il 1:0.» Logisch, vor dem 1:1 kommt immer ein 1:0. Gianni zieht seine rechte Augenbraue hoch, mag mir nicht so recht beipflichten. Und überhaupt: Wo holen sich Gianni, Giuseppe aus Napoli (molto bello, mit einer Freundin namens Tania zu... Bern) und Kollegen ihre Infos zum Spiel? Vom TV aus/in der Küche. Mario Bo und Thomas Bo wollen auch, des Erlebnisses wegen. Wir dürfen mal. Madonna mia! Fast das gesamte Personal klebt vor dem Bildschirm, auch die beiden Nonnas, die die cucina schmeissen. Was für ein ambiente! Dass Mario und ich so etwas noch erleben dürfen! Plötzlich: Der Unparteiische zeigt einen Freistoss für die Azurris an. «Adesso 2:0» orakelt Schlaumeier Giuseppe. Chasch danke, caro, dr Zuberbühler (oder isch es dr Hilfiger?) blockt dä Schuss souverän ab, gar kei Frag. Delpietro (oder so ähnlich) nimmt Anlauf, Schuss, 2:0, Päch für

d'Schwyz, die Küche droht aus den Wänden zu platzen. Mutzer Kommentar meinerseits: «Cosi è la vita», dann schleichen wir uns zum Tisch zurück und wenden uns Signor Grappa zu.

Szenenwechsel. Gegen Schluss unserer Rückreise verfahren wir uns. Wir wollen via Simplon in die Schweiz einreisen, auf den Autobahntafeln steht aber bloss Sempione zu lesen. Verärgert über mich selber, verlasse ich die Autobahn. Im nächsten Dorf dann die Gewissheit, dass wir so falsch gar nicht sein können. Der

Wegweiser zeigt nämlich nach «Svizzera». Eine Minute später sind wir wieder... auf der Autobahn in Richtung Sempione. Nächste Ausfahrt: Domodossola. Bo verlässt die Autostada. Im Zentrum von Domo die Richtungsanzeige «Svizzera». Ecco! Nach zwei Minuten fahren wir wieder auf der Autobahn, noch immer Richtung Sempione. Borni ist kurz vor dem Durchdrehen, parkiert auf einem Rastplatz und sucht auf der TCS-Karte verzweifelt nach der Ortschaft Sempione (die er, so wird er nachher zugeben müssen, mit Campione verwechselt). «Schyss-Charte! Schyss-TCS! Nid emau Sempione hei si druff!» rutscht es aus mir heraus. Aber jetzt mal ehrlich, so ganz unter Freunden: Kennen **Sie denn** den italienischen Namen für Simplon? Stimmt. Sempione.



«Maxe Sommer, vor dir ziehe ich den Hut!»

“ Dann und wann – es sei hiermit zugegeben – kuffere ich eine gute Idee ab. Als anständig erzogener Mensch frage ich vorher allerdings immer bei der eigentlichen Urquelle nach, ob das okay ist. So auch hier, wobei man durchaus von einer URquelle schreiben könnte. UR steht in diesem Fall nämlich für Ursula Reinhard, die Sie als Co-Autorin der Ferienlektüre 1997 kennen (siehe auch Seiten 48/49). Also: Ursi hat kürzlich festgestellt, dass sie schon lange vielen Leuten ein «Merci!» schuldig ist, aber nie dazu kommt, den Dank an die Frau oder an den Mann zu bringen. Ergo hat sie aus der Not eine Tugend gemacht und darüber eine Kurzgeschichte für die «Brunne-Zytig» des Berner Altstadtleists geschrieben. Weil auch ich unzähligen Leuten Dank oder Anerkennung schulde, mache ich es Ursi kurzerhand nach. ☹☹

Wie viele andere Zeitgenossen leide auch ich seit längerem bereits unter dem Syndrom der akuten Zeitnot. Und dennoch: Zum Glück kann der Mensch keinen 32.

oder 33. Januar schaffen, auch nicht den 28-Stunden-Tag. Wer weiss, was wir damit alles anstellen würden... Item: Würden alle meine Bekannten und Freunde ob ihrer vielen Arbeit auch derart auf «Funkstille» machen, ich hätte bald zu niemandem mehr Kontakt. Gott sei Dank gibt es immer wieder Leute, die zum Hörer greifen, um ein privates Rendez-vous abzumachen, in vielen Fällen zum Zmittag. Klaus Fasel aus Ostermundigen ist so ein Feiner. Ihm gebührt an dieser Stelle Dank, stellvertretend für alle anderen. Klaus, du weisst es: Ich geniesse jeweils die Zeit im «Bären» Ostermundigen, es ist spannend und amüsant, mit dir zu diskutieren. (Psssst, unter uns beiden nur: Ich habe bis heute nicht herausgefunden, weshalb uns Daniela – so war unsere Serviceangestellte jedenfalls angeschrieben – vor zwei Wochen ständig gefragt hat, ob wir Mineralwasser trinken möchten.)

Meine Frau arbeitet seit einigen Monaten im Alters- und Pflegeheim Schöneegg Bern. Ihre vorhergehende Stelle in einem Privatspital, wo sie glücklich war, musste sie, mit vielen anderen Kolleginnen auch, aufgeben, weil die Klinik neuerdings auf



Nobelhotel macht (die Patienten heissen heute deshalb offiziell Pflegeempfänger) und nur noch hochdotierte Mitarbeiterinnen will, ohne aber danach zu fragen, ob sie sich für den Pflegeberuf auch wirklich eignen. Sysges, das ist nicht mehr unser Problem. An ihrer neuen Stelle erfährt Monika nämlich etwas, was heute wohl nur noch wenigen Angestellten gegönnt ist: Anerkennung und Wertschätzung. Dafür gebührt den Verantwortlichen der «Schönegg» mein ganz persönlicher Dank. Wissen Sie, Sie vermitteln Ihren Angestellten damit etwas, was in keiner Lohntüte Platz hat.

Ein Paradiesvogel sei ich im geschäftlichen Alltag, ein Hofnarr, behaupten viele. Ich empfinde das als Kompliment. Um diese beiden Rollen spielen zu können – vor allem letztere – bedarf es jedoch der Könige und der Königin, die sich den Hofnarren leisten wollen und können. Ich weiss, dass meine drei ehemaligen Chefs und mein heutiger Boss (einer bei der Suchard-Tobler, drei bei der Migros in Schönbühl) öffentlich nicht genannt sein wollen. Ich respektiere das. Aber hiermit haben sie es schriftlich, schwarz auf weiss, wie sehr ich es zu schätzen weiss, dass «ich» «ich» sein darf. Dieser Dank geht auch an meine Kolleginnen Barbara Siegenthaler, Lilian Schlatter, Andrea Müller-Hildebrand, Heidi Möri, Claudia Boess und Therese Bürki (Therese, wie würden wir es ohne dich schaffen, jede Woche eine Personalzeitung herauszugeben?). Meine Frau sagt offen, dass sie Mühe hätte, im geschäftlichen Alltag mit mir zusammenzuarbeiten. Ich gehe mit ihr einig. Deshalb, Ladies: Thanx!

Und hiermit wären wir bei jemandem angelangt (er gehört auch zu jenen, die regelmässig anrufen), der in der Schlagzeile dieser Kurzgeschichte vorkommt. Maxe Sommer – dies als Randbemerkung

für jene, dies es nicht wissen können – ist nicht bloss Künstler und Leiter der Kunsthalle Burgdorf, Maxe Sommer ist ein Mensch, der sich immer zuerst um andere sorgt. Maxe, ohne, dass ich konkret werden will: Was du für deine Mitmenschen tust (just wieder dieser Tage in Burgdorf, Mitte Juni 1999), würde für einen Burgdorfer «Oscar» reichen, gäbe es diesen – und hätte ich zur Verleihung etwas zu sagen. Ich meine, schon allein die Tatsache, dass du, auf eigene Kosten und eigenes Risiko, diese fantastische Institution «Kunsthalle Burgdorf» mit ihren Aktivitäten auf die Beine stellst, derweil dich das offizielle Burgdorf mit Verachtung ehrt, sagt alles. Es gibt ganz wenige Menschen, vor denen ich den Hut ziehe. Maxe, du bist einer davon. Oder, in Abwandlung des Titels dieser Ferienlektüre: Glück für d'Schwyz!

Jene unter Ihnen, die extrem früh aufstehen, werden es bestätigen können: Vor allem Jugendliche und ältere Leute sind dafür besorgt, dass die Tageszeitungen rechtzeitig zum Zmorge in den Briefkästen der Abonnenten liegen. Auch bei bitterster Kälte sieht man viele dieser Verträgerinnen und Verträger bereits um vier oder halbfünf Uhr bei den Sammelstellen an der Arbeit, viele davon mit der Taschenlampe in der Hand. Ihnen allen, unbekannterweise, ein GROSSES «Merci!» für Ihre wirklich nicht selbstverständliche Bütetz! Voilà, das musste doch einmal gesagt werden.

Womit ich bei einem Wunsch für die Zukunft angelagt wäre: Nehmen wir uns doch ab und zu die Zeit dafür, jemandem zu danken, damit er/sie merkt, dass seine/ihre Arbeit auch geschätzt wird.

Der Samstagmorgen-Shopper

“ Wenn jemand im Migros-Markt Shoppyländ reklamiert, er finde die gesuchten Sachen nicht, dann ist eines sicher. Der das sagt, kann nur ein Mann sein. Denn: Die Hausfrau, die täglich einkauft, weiss mit traumwandlerischer Sicherheit, wo genau was zu finden ist. Bereits der Einkaufszettel wird zu Hause nach Einkaufsrouten abgefasst: Gemüse zu Beginn, Zahnpasta zum Schluss. Die Herren der Schöpfung jedoch... ”

Im Shoppyländ gibt es eine Art Beobachtungsposten, von dem kaum jemand Notiz nimmt: Aus einem unserer Konferenzzimmer im ersten Stock hat man, wenn die Vorhänge weggezogen sind, ungehinderte Sicht auf das Treiben im Migros-Markt. An einem Samstagmorgen, wenn die Mannen mit oder ohne Partnerinnen, die Väter mit oder ohne Ehefrauen und/oder Kinder unterwegs sind, bekommt das Zuschauen sogar echten Unterhaltungswert. Der Hochsitz würde das Herz eines jedes Psychologen höher schlagen lassen. Ich stelle Ihnen heute drei Samstagmorgen-Käufertypen vor.

Der Single

Von der Äusserlichkeit her unterscheiden wir zwischen dem Unsicheren (mit Einkaufszettel) und dem Selbstbewussten (ohne Spick). Der Single kann durchaus verheiratet sein. Im Migros-Markt sind Singles vor den Gestellen gleich. Eine chaotische Umherirrererei ist angesagt, als ob man einkaufen und Vita-Parcours gleichzeitig hinter sich bringen möchte.

Nehmen wir zum Beispiel Herrn Schüüch, schätzungsweise 30, schmaler Wurf, intellektuelles Profil. In der Früchte- und Gemüseabteilung hat er sich für den käuflichen Erwerb von Tomaten entschieden. Dummerweise lässt sich von meinem Standort nicht einsehen, weshalb er nonstop quer durch das Rayon läuft und verschiedene Tomaten-Angebote vergleicht. Geht es um den Preis, die Machart der Tomate, die Menge, die Herkunft, die Verpackung, die Farbe oder was? (Sie sehen: der Tomatenkauf ist eine Wissenschaft.) Nach schätzungsweise drei Minuten hat er seinen Entschluss gefasst: Fleischtomaten in Selbstwahl. Einmal, zweimal, dreimal... Soll er noch eine vierte, die er bereits in der Hand hält, nehmen? Er tut es nicht, legt sie sorgfältig zurück. Nach der Wägezeremonie verschwindet er in Richtung Molki, um Minuten später, inzwischen auch mit Milch und Käse im Wagen, nach dem Kopfsalat zu sehen. (Ich wundere mich immer wieder, wieviele Leute regelrechte Kopfsalatstudien anstellen: Ein Salat nach dem anderen wird begutachtet, obwohl die Salate sich meistens gleichen wie... ein Salat dem anderen – oder etwa nicht?) Zurück zu Herrn Schüüch. Jetzt sucht er offenbar etwas Bestimmtes, weiss aber nicht, wo anfangen. Als erstes schreitet er die Konservendosen-Allee ab, würdevoll, mit geradem Rücken, als ob er der Ehrenformation der Bundeswehr die Reverenz erweisen möchte. Danach verschwindet er aus meinem Blickfeld, in Richtung Textilien. Zwanzig Minuten später entdecke ich Herr Schüüch wieder. Bei den Pfirsichen.

Der Partner mit Partnerin

Am Samstag morgen gilt es, zwischen drei Prototypen zu unterscheiden: Dem Frischverliebten, der sogar dem Shopping – dank Anwesenheit seiner Partnerin – Lustvolles abgewinnen kann und dem es eigentlich schnorzegal ist, was alles in den Einkaufswagen kommt; dem Familienvater, dessen Kids in der Schule sind und der extrem auf Schnelleinkäufer macht, um danach die Zeit mit seiner Gattin – vor Heimkehr der Kinder – noch sinnvoll nutzen zu können und, drittens, dem Pensionierten, der meistens den Einkaufswagen hütet, derweil seine Frau ausser Sichtweite mit zufällig anwesenden Nachbarinnen einen Schwatz abhält. In vielen Fällen kommt es vor, dass wartende Oldies in einem Gestell ein neues Produkt entdecken, die Beschreibung aufmerksam lesen, um die Ware dann in den Einkaufswagen zu legen (ein sogenannter Spontankauf). Selbstverständlich wird seine Frau das später sofort bemerken und ihren Mann beauftragen, die Schachtel oder die Dose wieder dorthin zu stellen, wo er sie her hat: «Was gloubsch, Vater, für was mach ig ächt en Ychoufzettel?»

Der Familienvater mit Familie

In den allerseltensten Fällen läuft ein Familien-Shopper-Shopping (Standardformation: Mama, Papa, der Vierjährige zu Fuss, das Jüngste samt Teddy oder Bäbi im Einkaufswagen-Sesseli) in totaler Harmonie ab. Kann es auch nicht: Zu verschieden sind die Eigeninteressen der einzelnen Familienmitglieder. Diese Ausgangslage wiederum fordert das Familienoberhaupt auf ungewöhnliche Art und Weise. Wie muss er im Migros-Markt seine Familie coachen, damit es nicht zum Desaster kommt? Grundregel: Die Gestelle mit Cuetzli, Schoggi, Back- und Spielwaren sind grossräumig zu umfahren – Einkäufe daselbst dürfen



ausschliesslich von Mama gemacht werden. Einzelsprungweise, wobei Papa mit Junior & Junior bei den Putzmitteln zu warten hat – das für Kinder mit Abstand unattraktivste Rayon (Damenunterwäsche wäre für die Kleinen noch uninteressanter, aber «seine» Aufmerksamkeit würde erheblich darunter leiden). Ob Papa als Shopper wirklich was taugt, zeigt sich eh erst bei der Kasse, wenn es darum geht, gleichzeitig die Waren aufs Band zu legen (die schweren und sperrigen Artikel zuerst), die Kleine im Wägeli davon abzuhalten, Kaugummis von den Gestellen zu räumen (was einen Schreikrampf auslösen wird), die eingekauften Artikel – in Koordination mit Mama – einzupacken, die Cumulus-Karte rechtzeitig zu zücken, den spurlos verschwundenen Sohn zu suchen und jene Plastikkarte zum Bezahlen zu benutzen, die noch genügend «geladen» ist.

Habe ich jetzt etwas vergessen? Aha, ja: Auf Wiedershoppen im Shoppy – am nächsten Samstagmorgen!

Was der Vatikan und eine Salami Gemeinsames haben

“ Die Migros Aare – meine Brötchengeberin also – verkauft feine Fleischwaren der Firma Beretta aus Italien. Diese wiederum unterstützt die velofahrende Profitruppe aus Italien «Amore è Vita», welche ihrerseits ebenfalls Gelder vom Vatikan zugesprochen erhält, deshalb wohl auch der Name «Liebe ist Leben». Der Schulterschluss zwischen Beretta und dem Vatikan macht durchaus Sinn: Beide wursteln. Amen. Wie auch immer: Von Beretta erhielt die Migros Aare die Anfrage, ob einige Migros-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeiter Lust hätten, in einem Beretta-Werbewagen eine Etappe der Tour-de-Suisse 1998 mitzufahren und unterwegs Salami-Müsterli an die Zuschauenden zu verteilen. Als praktizierender Realsatiriker habe ich die Hand extrem hoch aufgestreckt, auch wenn ich dafür den 1. Mai als Kompensations-Freitag hergeben musste. Hauptsache, Sie haben dabei etwas zum Schmunzeln. Ich hoffe doch sehr, Sie wissen das zu schätzen. ”

Beretta überlässt nichts dem Zufall. Aus dieser Optik heraus ist es daher nichts als logisch, dass ihre Repräsentanten an der Tour-de-Suisse alle einheitlich gekleidet daherkommen sollten: Die Herren beispielsweise im weissen Langarm-Hemd, mit roter Fliege und dem typischen Gilet eines italienischen Wurstwarenhändlers im

grün-weiss-roten Farbmuster. Ecco! Laut Marschbefehl aus dem Hause Beretta haben sich Lilian Schlatter (die Kulturchefin der Migros Aare hat sich mit mir solidarisch erklärt) und ich um 08:45 Uhr auf dem Berner «Wankdorf-Platz» einzufinden. Eine telefonische Rückfrage bei Berettas, die mit dem gleichnamigen Schiessseisen nichts zu tun haben, beseitigt alle Unklarheiten. Gemeint ist der Bundesplatz zu Bern.

Auf dem Weg zum federalen Palais meldet sich mein Wasserdruck. Weil es mir stinkt, bei McClean im Hauptbahnhof etwas fürs Pissoir zu bezahlen, ich andererseits als Nicht-Gast kein Restaurant-WC beanspruchen, aber auch nicht in die Hosen machen will, schaue ich rasch bei



der Migros in der Von-Werdt-Passage vorbei. «Pardon, ich bin von der Migros in Schönbühl. Könnte ich schnell Euer WC benutzen?» bekommt die mit einem Namensschild ausgestattete Franziska Marti gefragt, wie sie gerade dabei ist, ein Gestell nachzufüllen. Die Kollegin schaut mich fragend an: «Jääää, wüsstet Dir, das cha eigentlech jede säge...» (unser Sicherheitschef, Reto Sopranetti, wird sich über dieses gesunde Misstrauen freuen). Frau Kollegin Marti bekommt meinen Personalausweis zu Gesicht: «liiiiiliiii, dr Herr Bornhuser!!» Fragen Sie mich bitte bloss nicht, weshalb Franziska M. dermassen verchlüpft ist.

Auf dem Bundesplatz herrscht emsiges Treiben, wenn auch nicht der gewohnten Art: Sponsoren bauen ihre Zelte auf, die sie am späteren Nachmittag für ihre geladenen Gäste (sogenannte VIPs, very important persons, schampar wichtige Zeitgenossen) benötigen, derweil die Offiziellen bei Isostar Schlange stehen, um ihre Tagesportion Gratisfutter zu ergattern. Auch erste Cüplis werden hinter den Kulissen ausgeschenkt, für einzelne der vielen auffallend schönen Menschen, die bei der Tour-de-Suisse-Karawane unter Vertrag sind: Sonnengebräunte, endlos lange Beine in kurzen Jupes oder in knapp sitzenden Shorts («Miiuuu!» – frei nach Thomas O'Malley aus «The Aristocats») halten da der herben Männlichkeit – meistens mit ihrem Handy beschäftigt – in etwa die Stange.

Die Tour-de-Suisse zieht Promis ungefähr so an, wie das Licht die Motten – erst recht vor dem Bundeshaus, wo gerade eine Session der Eidgenössischen Räte angesagt ist. Kreti und Pleti läuft sich da scheinbar zufälligerweise über den Weg: Beat Brey, mit zwei Bündnerfleischplat-

ten in der Hand, huscht solo (ohne Godi Schmutz, diesem [REDACTED] an mir vorbei, Nationalrat Jürg Scherrer aus Biel (laut Gerichtsbeschluss kein Autorowdy), Franz Zölch (Gatte der Elisabeth) und Simon Schenk ebenso – die letzten drei allerdings ohne kulinarischem in den Händen. Noch-Tour-de-Suisse-Direktor Hugo Steinegger kommt im Rückwärtsgang die Bundesgasse raufgefahren, wohl symbolisch für die Politik, wie sie hier zusammengeschustert wird.

Endlich! Dort steht er, unser Beretta-Wagen, inmitten von Dutzenden von Werbefahrzeugen mit Aufschriften wie «Cractiv», «Dosenbach», «Auf bald in Grindelwald», «Isostar», «Gillette», «Appenzeller», «Nauders am Reschenpass» (offizieller Etappenort der Tour-de-Suisse 1999), «Ihre Regionalzeitung» oder «Sinalco». Hanspeter Janser, Beretta-Boss Schweiz, stellt sich Lilian und mir vor, ebenso unser Fahrer Hasy, der uns gleich mit einem Zaubertrick auf offener Strasse verblüfft.

Wir nehmen Platz, Hasy startet den Motor. 09:41 Uhr – wir können losfahren. In der Kramgasse wird der Lautsprecher auf dem Salami-Wagen aktiviert: Toto Cotugno gibt sein «Son' un italiàno» zum besten. Wenn ich es mir recht überlege, trifft das auch für mich zu: Rechnet man von meinem Geburtsdatum nämlich neun Monate ab, so wohnten meine Eltern damals in Rom.

Übrigens: Bei der späteren Durchfahrt vor dem Bundeshaus ist es den Werbefahrzeugen verboten, ihre Lautsprecheranlagen zu benutzen. Ist ja klar: Sie könnten ja die Parlamentarier drinnen wecken.

Was der Vatikan und eine Salami Gemeinsames haben



“ In der vorhergehenden Kurzgeschichte haben Sie mitbekommen, wie ich den Sprung auf ein Tour-de-Suisse-Werbefahrzeug geschafft habe. Erleben Sie heute «live», wie es auf der Schlussetappe Bern-Bern der letztjährigen Tour-de-Suisse zu und hergegangen ist, vor und hinter den Kulissen. ”

Wir sind zu viert im Werbewagen von Beretta: Hasy, unser Fahrer, hauptberuflich ein begnadeter Zauberer; Hanspeter Janser, Geschäftsleiter und Beretta-Boss Helvetiens; Lilian Schlatter, Kulturverantwortliche der Migros Aare – und ich. Eines sei hier bereits vorweggenommen: Im Laufe der nächsten Stunden wird sich unser Vierer immer besser organisieren, wenn es darum geht, an einem bestimmten Ort entlang der Strecke Beretta-Salami (Typo Milano) zu verteilen. Zum Schluss sind wir so richtig aufeinander abgestimmt. Geht so: Hasy hält rechts ran, Hanspeter, Lilian und ich springen praktisch synchron raus, verteilen innert kürzester Zeit Hunderte von Münsterli, unmittelbar danach springen Lilian und ich wieder auf unsere Sitze im Fonds des Fahrzeuges, Hanspeter schiebt Sekundenbruchteile später die Seitentüre zu und springt als letzter in den bereits anfahrenen Bob; pardon, ins Auto.

Ungefähr 1½ Stunden vor den Radprofis macht sich der Werbetross auf den Weg. Die Autos fahren die Originalstrecke ab, bleiben aber nicht in einer bestimmten Reihenfolge beisammen, jeder hält und

verteilt dort seine Münsterli, wo es ihm gerade passt. Ganz klar: Bei den wirklich interessanten Streckenabschnitten, zum Beispiel auf dem Schallenberg (nicht mit Laurent Jalabert zu verwechseln), trifft man sich wieder, en gros. Und da wird es selbst für die Münsterli-Verschenker interessant. Man verteilt seine Produkte nämlich nicht bloss dem wartenden Publikum, sondern auch an die anderen Firmenvertreter. Beretta-Salami gegen HUG-Biscuits, Beretta-Salami gegen Appenzeller-Käse, Beretta-Salami gegen Gillette-Haarentferner, Beretta-Salami gegen ein Winterthur-Puzzle, Beretta-Salami gegen Sonnenbrillen. Undsoweiterundsofort.

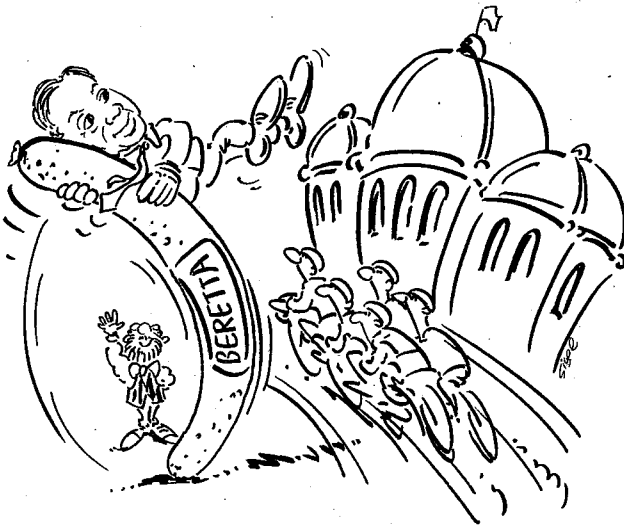
Im Verlaufe eines Gespräches über Sport merke ich, dass Hanspeter Janser, ein wirklich ganz Feiner, früher offenbar einmal aktiv bei GC Fussball gespielt hat. «In der ersten Mannschaft?» frage ich ganz schüch. – «Ja.» – «Weisst du, ich war seinerzeit FCZ-Fan, könnte dir auswendig noch fast die ganze Mannschaftsaufstellung aufzählen: Brizzi, Stürmer, Martinelli, Bani, Stierli, Brodmann, Leimgruber – und wie sie alle hieszen. Werner Schley war im Goal. Sag mal, wer hat damals eigentlich bei GC das Tor gehütet? Der war, glaub' ich, nicht so bekannt...» – «Ich.» Aha.

Am meisten erstaunt, wie gesittet es entlang der Rennstrecke zu- und hergeht. Nirgends wird man – als Salami-Verteiler – bedrängt, alle Kinder und Erwachsenen warten artig, bis sie an der Reihe sind. Vielfach ist das auch der Verdienst der Lehrer, die ihre Schützlinge zur Zurückhaltung auffordern, wie auch

in Hasle-Rüegsau. Kompliment! Übrigens: Weil der Werbewagen von «Merfen» einige Kilometer vor uns fährt, haben alle Kinder die gleichen blauen Mützen auf dem Kopf, mit entsprechendem Werbeaufdruck. Merfen blau, sozusagen. Nichts von Merfen Orange.

Diese Tour-de-Suisse-Etappe ist ein trauriges Beispiel dafür, wie einige Gastwirte in diesem unserem Kanton jämmerlich versagen und regelrecht auf Umsatzverweigerung machen. «Heute Ruhetag» ist vor dem einen oder anderen Restaurant

nicht persönlich kenne, spreche ich ihn an: «Du calme, Herr Ziegler, Sie kommen bestimmt einmal rüber.» Das Enfant terrible der Schweizer Politik schaut verdutzt an und erklärt sich: «Wissen Sie, ich finde das verrückt! Da mietet die Credit Suisse den Bundesplatz, und ich kann nicht einmal zur Arbeit, verpasse womöglich eine wichtige Abstimmung. Das ist doch nicht normal, finden Sie nicht auch?» Tage später lese ich zufälligerweise im SonntagsBlick, dass besagter Jean Ziegler «der grösste Sitzungschwänzer des Parlaments» ist. Ist doch klar, wenn er immer aufgehalten wird.



Am späteren Nachmittag beschliessen Lilian und ich, noch eine Zeitlang in «voller Montur» rumzuspazieren. Der eine oder andere schaut uns komisch an, denkt sich wohl seine Sache. Roland Dubach, zum Beispiel, der ehemalige Chef von Hotelplan Bern, oder Werner Müller, Generaldirektor bei Marazzi. Auch Marcus Gyger, Pressefoto-

zu lesen. Dabei könnten die Beizer an einem solchen Tag Umsatz machen wie ein Spielwarengeschäft an einem Vorweihnachtssamstag. Aber eben. Man(n) muss auch wollen.

graf bei Reuters, läuft uns über den Weg, schaut mich kurz an – und sofort wieder weg, vermutlich, weil er mich nicht wiedererkennt. Als wir auf gleicher Höhe sind, zünde ich ihn an: «He! Marcus! Kennsch mi nümm?» Marcus schaut zurück, betrachtet mich einen Augenblick lang und fasst dann erschrocken zusammen: «Jessesgott!!!» Süsch no Frage?

Zurück in Bern: Als die Rennfahrer ein erstes Mal am Bundeshaus vorbeifahren, da ist die Rennstrecke völlig abgesperrt, es gibt kein Durchkommen vom Bundesplatz zum Bundeshaus. Ein vermeintlicher Zuschauer regt sich darüber ganz besonders auf. Obwohl ich Jean Ziegler

«Ich, zur Migros? Dass ich nicht lache... Nie!»

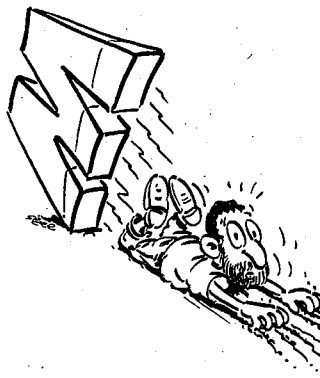
“ Sie wissen es: Ich habe das unverschämte Glück, bei der Migros Aare in Schönbühl einen absoluten Traumjob ausüben zu dürfen. Viele Leute beneiden mich – zu Recht – darum. Und viele haben (sich) schon gefragt, wie ich es denn seinerzeit geschafft hätte, mir ausgerechnet diesen begehrten Stuhl unters Phudi zu reissen? Nun, das ist eine Story für sich. Ich flüstere Ihnen was: Eigentlich bin ich ja der total falsche Stelleninhaber. Denn: Weder war ich gefragt, noch wollte ich überhaupt. Und so ergab es sich halt. ”

Wir schreiben den Sommer 1985. Zusammen mit Generalsekretär Hans Schneider, Barbara Siegenthaler und Lilian Schlatter arbeite ich in der PR-Abteilung der Suchard-Tobler. Mit stinkt es zu dieser Zeit fürchterlich, aber das hat gar nichts mit dem Duft der Schoggi zu tun, die allgegenwärtig um uns herum ist, sondern viel eher mit den neuen Hausherren rund um Kaffeebaron Klaus Jacobs (das ist der mit der «Krönung», der Jahre später die ganze Firma samt Toblerone freundlicherweise den Amerikanern von Philip Morris vertschutten wird), die sich alles andere als freundlich benehmen. Aber lassen wir das. Temps passés.

«Schau mal, was ich erhalten habe», kommt Hans Schneider eines Tages daher. In der Hand hält er den Brief einer Zürcher Agentur, die, «im Auftrag eines bedeutenden Unternehmens im Bereich Lebensmittel im Grossraum Bern» einen

PR-Leiter sucht. Très intéressant. Ich will nicht, dass Hans merkt, dass mich die Sache interessiert, also behalte ich nur husch den Absender im Kopf. «Wer das wohl sein mag?» fragt er mich. «Keine Ahnung, wird schon nichts Weltbewegendes sein», bekommt er zur Antwort. Die Agentur hat es sich im übrigen bei ihrer Kopfjägerei relativ bequem gemacht und einfach aus dem Berufsregister alle diplomierten PR-Leiter des Kantons angeschrieben. Bo gehört nicht zu dieser erlauchten Gilde.

Keine fünf Minuten später sitze ich in meinem riesigen Büro mit Blick über den Neuenburgersee und schreibe der Zürcher Agentur einen Zweizeiler, ohne, dass ich weitere Unterlagen beilegen würde: «Wie ich höre, suchen Sie im Grossraum Bern für einen Kunden im Bereich Lebensmittel einen PR-Leiter. Ich meine, es wäre ein Fehler, nicht mit mir zu sprechen.» Sicher, Sie haben durchaus recht: Mangelndes Selbstvertrauen kann man mir nun weiss Gott nicht vorwerfen. Drei Tage später kommt ein Anruf aus Bern-Ost: «Herr Bornhauser, wir haben von Ihnen einen doch eher ungewöhnlichen Bewerbungsbrief erhalten. Können wir uns einmal sehen?» – «Sicher können wir das. Wer ist denn Ihr Auftraggeber?» – «Herr Bornhauser, bitte haben Sie dafür Verständnis, dass ich Ihnen das erst persön-



lich in Zürich sagen möchte, das ist am Telefon nicht Usus.» – «Herr Marxer, Sie glauben doch nicht wirklich, dass ich nach Zürich reisen werde, ohne zu wissen, wofür...» Herr Marxer versteht das, wie er sagt, «sehr gut», will mir seinen Kunden aber trotzdem nicht nennen. Konsequenter, wie ich nun mal sein kann, reise ich einige Tage später im Unwissen nach Zürich. Vorher bekommt Herr Marxer noch meinen Lebenslauf zugestellt.

Herr Marxers Büro ähnelt einem tropischen Garten – entsprechend schwül ist es. «Nun, Herr Bornhauser, wie ich Ihren Unterlagen entnehme, haben Sie keine Ausbildung als PR-Assistent oder gar als PR-Leiter absolviert. Weshalb halten Sie sich dennoch für befähigt, die Stelle anzutreten?» – «Ach, wissen Sie, Herr Marxer, PR kann man nur zu 49% erlernen.» – «Aha, und Sie glauben, dass Sie mit 51% Know-how ein guter PR-Mann sind?» Paff, dä Spruch sitzt, 1:0 für e Marxer. Themenwechsel. «Sagen Sie, wer ist überhaupt dieses Unternehmen im Grossraum Bern?» – «Es ist die Migros.» – «Ha! Dass ich nicht lache... Die Migros! Hiermit können wir unser Gespräch gleich abbrechen. Gehen wir doch ein Bier trinken, Herr Marxer, ich werde nie und nimmer zur Migros gehen. Forget it. Nie.» (Dazu müssen Sie, liebe Leserin, lieber Leser, natürlich folgendes wissen: Für einen Markenartikler, einen Suchard-Tobler-Mann Ausgabe 1985, ist die Migros des Teufels, wenn nicht noch schlimmer. Die Migros gar als Arbeitgeberin? Undenkbar. Geits no? Der Anti-M-Reflex führt in jener Zeit sogar dazu, dass ich meine damalige Freundin und heutige Ehefrau solo einkaufen lasse, weil sie selber offenbar keinen M-Schaden hat: «Chasch elei dört ine, ig warte dusse.)

Zurück aber zu Marxers. Irgendwie überredet mich der Mann doch dazu, zumindest ein Gespräch mit Peter Everts, dem damaligen Chef der Migros Bern, zu führen. Und so verirre ich mich im Spätsommer 1985 nach Schönbühl, schön artig, mit Krawatte und Anzug und so, obwohl das überhaupt nicht zu mir passt, aber schliesslich will man ja nicht den Eindruck eines Schlufis provozieren. Doch, doch, scheint ein ganz vernünftiger Zeitgenosse zu sein, dieser Peter Everts. Wie sich herausstellt, interessieren sich andere wirklich für den Job, so dass «man» noch mit anderen Kandidaten sprechen will. Vier Wochen später muss ich nochmals im Shoppy antreten, dieses Mal allerdings ohne Veston und Krawatte, schliesslich würde ich später (...) eh so und nicht anders daherkommen. Aber eben; die Migros kommt für mich als Arbeitgeberin ja überhaupt nicht in Frage.

Den Rest der Geschichte können Sie sich ja selber ausmalen. Jedenfalls habe ich am 1. Februar 1986 mit der Arbeit in Schönbühl begonnen. Wie bitte? Ihnen kommen auch die Namen von Barbara Siegenthaler und Lilian Schlatter bekannt vor, die zu Beginn genannt wurden? Gopf, hätte ich ja beinahe vergessen: Im Laufe der letzten zehn Jahre haben auch sie die Seiten gewechselt und sind bei mir in der Abteilung gelandet. Und so hocken wir heute alle zusammen im Grossraumbüro inmitten vieler anderer; in dieser Abteilung, die sich abgekürzt K+K nennt, aber nichts mit «kaiserlichköniglich» zu tun hat, sondern vielmehr mit Kommunikation+Kulturelles. Weshalb die beiden Kolleginnen auch nach Schönbühl gewechselt haben? Nun, an mir kann es kaum liegen. Muss mit dem Mythos «M» zu tun haben.

Exklusiv für die «Aemme-Zytig» probegefahren: Der smart.

“ Den smart gibt es heute bekanntlich noch nicht zu fahren – erst ab Mitte Oktober 1998, so die Marketingstrategie, soll das für uns Normalsterbliche möglich sein. Sagt kein Geringerer als swatch- und smart-Erfinder Nicolas G. Hayek. Nun, keine Regel ohne Ausnahme, selbst beim grossen Zampanoo, Herrn Hayek, nicht – und davon profitieren Sie heute. Exklusiv für die Leserinnen und Leser der «Aemme Zytig» konnte Borni mit dem heute elchtauglichen Kleinstwagen rumkurven. ”

«Reduce to the max», reduziere aufs notwendige Maximum, heisst der Werbeslogan des smart. Dieser Satz ist genial – und inzwischen zu meinem Lebensmotto geworden. Alles, was im beruflichen Alltag nicht zwingend notwendig ist, wird negiert, damit das, worauf man sich wirklich zu konzentrieren hat, perfekt gemacht werden kann: Sitzungen zum Beispiel, von denen sowieso 75% für die Katz' sind, finden, von Ausnahmen abgesehen, ohne mich statt. Briefe, Notizen und Strategien beschränken sich auf eine A4-Seite, mehr mag eh niemand lesen. Aber was interessiert Sie das?

Vielleicht erinnern Sie sich an jene Kurzstory, die letztes Jahr vom Besuch in der Formel-1-Fabrik von Peter Sauber handelte. Besagte Geschichte hat mir, Schluss aller Ends, die (vorerst noch) exklusiven Türen des smart geöffnet. Tatort: smart-Center Schönbühl, unmittelbar neben dem Shoppyländ gelegen.

Geschäftsleiter Stefan Zimmermann wundert sich, weshalb ausgerechnet mir die Ehre zufallen soll, (in)offiziös mit dem smart rumfahren zu dürfen: «Nimmt mich bloss wunder, wie Sie das geschafft haben...» Nun, dieses Geheimnis nehme ich mit ins Grab. Kein Geheimnis mehr ist allerdings, dass man als Zweimeter-Mann problemlos im smart Platz findet – keine Chance, mit dem Kopf das Dach zu berühren. Und die Sitzposition ist selbst für einen Zeitgenossen mit dreistelligem Körpergewicht perfekt.

Noch ist der Zündschlüssel nicht gedreht, da entdeckt der Testfahrer auch schon den ersten gravierenden Mangel: Das Kupplungspedal fehlt. «Das muss so sein», schmunzelt Zimmermann recht gönnerhaft, «der smart ist mit einem Softtip-Getriebe ausgestattet. Sie brauchen den Ganghebel nur leicht anzutippen, dann schaltet der smart automatisch rauf oder runter.» Wow, wie in der Formel-1.

Die Schiebetüren der Garage öffnen sich automatisch, Borni probt den fast rennmässigen Rollout. Ohne Zwischenfälle erreicht der Testpilot kurze Zeit später die Moosmattēnkreuzung in Moosseedorf. Jetzt schon scheint, dass ich das Softtippen im Griff resp. im Fingerspitzengefühl habe. What a feeling! Alle, die an der Kreuzung warten, schauen ungläubig hin. Ein smart auf der Strasse? Minuten später ist der smart, samt vorgeschriebener Vignette, auf der Autobahn. Unglaublich, was sich dort abspielt. Auch hier schaut alles rüber, winkt, lacht.

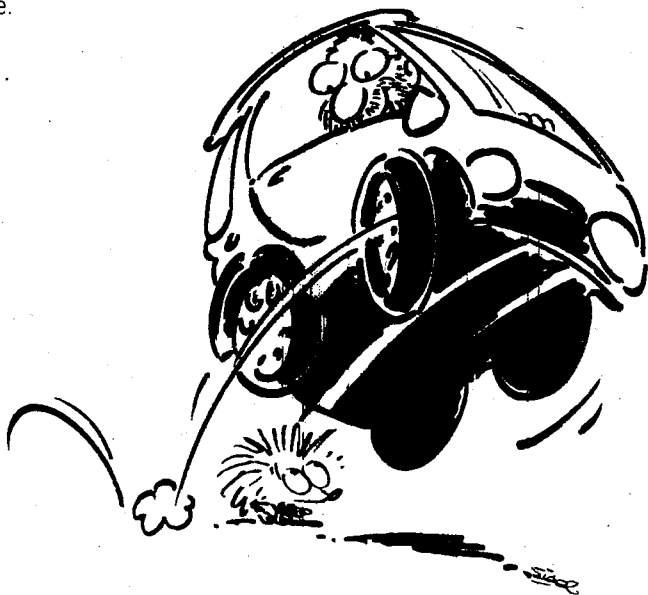
Tip unter Freunden: Sie möchten bekannt werden? Dann posten Sie sich sofort einen smart & pure für 12'950 oder einen sportlicheren smart & pulse für 14'150 Franken, Glasdach inklusive.

Im Stadtzentrum von Bern stelle ich den smart (mit lächerlichen 8,70 Meter Wendekreis) provozierend «längswäg» zwischen zwei normal parkierten Autos in der blauen Zone ab. Das Volk, das das Manöver mitverfolgt, grölt. Und selbst der anwesende Polizist mag keinen Bus-senzettel stecken. Aus sicherer Distanz beobachte ich von einer Strassenbeiz aus die Reaktionen der Leute. Wahnsinn. Als ob Cindy und Claudia gleichzeitig Bademode vorführen würden. Unter Applaus (!!) fährt der smart eine Viertelstunde später wieder von dannen.

Der nur 2½ Meter lange smart ist ungewöhnlich komfortabel und überraschend geräumig. Nur: Ein Familienauto ist das nicht, ebenso kein Transportfahrzeug. Zu Hause angelangt, da vergehen keine fünf Minuten und der smart ist das Thema in unserer Wohnsiedlung. Nicht einmal beim letzten Siedlungsfest waren so viele Leute auf einmal anwesend. Einer, ein nicht genannt sein Wollender, bietet sogar 100 Franken für eine «Proberrunde». Vergeblich. Am nächsten Morgen muss der smart zurück zu Stefan Zimmermann. Auf dem Weg ins Büro steht frühmorgens zwischen Kirch lindach und Zollikofen zwar kein Elch, wohl aber ein Igel mitten auf der Strasse. Beide, smart und Igel, haben das brüske

Ausweichmanöver unbeschadet überlebt.

Sie möchten wissen, ob der smart öppis für Sie ist? Keine Ahnung, dazu müsste ich ihn erst einmal fahren können. Auch für Bo gab es diesbezüglich nämlich keine Ausnahme (Gruss an Ihren Adrenalinspiegel). Diese Story ist nämlich – pfui, pfui – erstunken und erlogen, frei erfunden, es könnte sich aber durchaus so abgespielt haben, sind doch viele Passagen aus dem smart-Prospekt abge-



schrrieben. Und probegesessen habe ich auch. Na denn, auf das smart-Fahren im Oktober 1998!

(Nota bene: Diese Story wurde bereits Mitte 1998 veröffentlicht, lange bevor der smart überhaupt zu haben war. Inzwischen hat sich smartmässig einiges getan, nicht wahr, Herr Hayek?)

Mise en bouteille au sommet...

“ Ab und zu bin ich ein echtes Pechvögeli, ein ausgewachsenes dazu. Besonders ärgerlich ist ein Malheur immer besonders dann, wenn man eigentlich Gutes tun möchte – sich aber derart dumm anstellt, dass alles in die Hosen geht, oder in den Rucksack. ”

Die Leute an den Skiliften in Vercorin sind Klasse. Immer haben sie ein Bonmot auf Lager; Kinder und ältere Zeitgenossen (zu denen ich mich, ausdrücklich, nicht zähle) bekommen von ihnen den Skiliftteller unters Phudi geschoben. Kurz: Ils sont très gentils, ces gars. Grund genug also, die Leute am letzten Skitag mit einer Flasche einheimischen önologischen Schaffens «Merci beaucoup!» zu sagen. Sechs Flaschen aus Salgesch kommen in den Rucksack, ebenso der Video, weil die Schnee- und Wetterverhältnisse wieder einmal traumhaft sind und live festgehalten werden müssen. Rein in die Gondel. Als wir oben auf der Crêt-du-Midi ankommen, da will Ihr Schreiberling zuerst einmal eine Panorama-Aufnahme des Skigebietes machen. Er zieht den Rucksack ab und stellt ihn auf den Boden. Vermutlich eine Spur zu heftig, weil Augen-

blicke später erste Tropfen aus dem Rucksack Innbill ankündigen. Wie sich die Tropfen innert Sekunden zum (durchaus feinschmeckenden) Bächlein steigern, mag ich den blöden Sack schon beinahe nicht mehr öffnen.

Und trotzdem: Was sein muss, muss sein. Mein spontanes Fluchen ob zwei zerbrochenen Flaschen erstickt im Nu, als ich eine tropfende Videokamera aus dem Salgescher See fische. Quel horreur! «Bitte jetzt keinen unpassenden Kommentar!», bekommt die Familie zu hören, die noch gar nicht richtig begriffen hat, was genau passiert ist.

Der Hersteller bestätigt meine Vermutung: Totalschaden. Und an ein Chrämpfli mit der Versicherung ist auch nicht zu denken, bei diesem Duft, der noch Wochen später aus der Kamera kommt...



PS: Im übrigen muss ich Ihnen dringendst von einem Aufenthalt in Vercorin abraten, ehrlich. Ein furchtbarer Ort, wirklich. Es gibt keine Disco, kein Hallenbad, keine Flanierstrasse, keine Fastfoodstuben. Tote Hose total. Fast niemand spricht Deutsch, eine Migros oder einen Coop hat es auch nicht, affrö. Was also wollen Sie dort oben?

«Ein Leben ohne Sage und Schreibe.»

Von Matthias Mast, freier Journalist, Ittigen

„Päch für d'Schwyz: Nach all der Fülle an Bekenntnisliteratur von «Dick und dumm» bis «Dumm und dämlich», nach all den «Ich gestehe», «ich klage an» oder «ich verzeihe (nicht)»-TV-Runden von geschlagenen, einbeinigen Polizistenwitwen, Ehefrauen von Geliebten der Mütter, von EgoMännern und Männern ohne Ego, PyroMännern und SchaMännern, Esoterikern und Esso-Tankwärtinnen, Niagara-Kletterern und Viagra-Ketzern, Teufels-Austreibern und -Anbetern, bösen und lieben Kindern/Eltern, Weinseiligen und alleinseligmachenden Weinenden, mix-geschädigten Barkeepern und gestrandeten Badeniern, nach all den Hunderten von Menschen, die mit ihren offengelegten herzerreissenden Biographien uns Mitmenschen aufgerüttelt haben, bin nun endlich auch ich an der Reihe! „

Als Leserinnen und Leser dieser Ferienlektüre haben Sie hier das exklusive Vorabeserechtere meiner Lebens- und Leidensgeschichte; doch Vorsicht: Zartbesaiteten Mitmenschen mit einem schwachen Nervenkostüm wird eindringlich von folgender Lektüre abgeraten:

Auszug aus der Autobiographie «Matthias M. – Ein Leben ohne Sage und Schreibe.»

«Eines schönen Herbsttages, im Alter von acht Jahren, geschah etwas, was ich meinen Lebtag nie vergessen werde. Ich



sass bei meinen Grosseitern am Tisch, zusammen mit Knecht Otti. Plötzlich, nach einem Glas frischgepressten Süssmost, verzog sich Ottis Gesicht zu einer Grimasse, gleichzeitig holte er tief Atem und dann passierte es: Otti rülpste; doch was heisst da rülpste?! Ottis Corps war lauter als der Brunstschrei des Munis draussen im Stall. Fasziniert schaute ich Otti an, für einen Moment lang bestand meine Welt nur noch aus seinem Corps, und Grossmutter's empörter Ausruf aus der Küche 'Eh auso, schämdi!' quitierte ich als Zeichen von heimlicher Bewunderung. Von da an gehörte Otti zu meinen prägenden Frühjahr-Ikonen, neben John Wayne, Mäni Weber, den Beatles, Mani Matter, Daktari, Joe Siffert und Ruedi Gnägi.

Otti ist längst gestorben, und allzuoft hoffte ich, dass mein Leben endlich einmal einen geordneten und anständigen Lauf nehmen würde, doch an jenem schönen Herbsttag wurde ich unschuldig Kind einer ungehobelten, ja sogar barbarischen Welt zum Rülps vorgeworfen. Otti verfolgt mich, besonders in Momenten, wenn ich alleine ungestört, unbeobachtet und vor allem ungehört esse.»

Die Abenteuer von Götti Godi...

«Regelmässige Leserinnen und Leser meiner Kolonnen wissen, dass Bo's mit Bo's (Bollas aus Seftigen) befreundet sind. Diese Vorbe-merkung nur, damit Sie die Kurve zu Godi kriegen. Der Reihe nach: Monika – meine mich liebende Gattin – ist die Gotte von Manuel, und der wiederum ist der älteste Bolla-Bueb. Manuel hat auch einen Götti: Godi. Und um Götti Godi, der im Telefonbuch als Gottfried Winzenried aufgeführt ist, geht es heute. Wichtig zu wissen ist, dass Godi Malermeister ist. Und ab dem nächsten Satz erzählt er Ihnen ein kleines Intermezzo – ich selber bin bloss Protokollführer. Viel Vergnügen!»

«Thomas Bornhauser hat mich «überschnurret», Ihnen eine Geschichte aus meinem Leben, wie sie sich kürzlich zuge-tragen hat, zu erzählen. Er findet sie lustig. Ich nicht, überhaupt nicht. Es geht im Grunde genommen um meinen Bruder Ueli, der in Thun wohnt. Ich weiss nicht mehr was genau, aber irgendetwas, so

erzählte er mir bei seinem letzten Besuch, führte dazu, dass in seiner Dusche die Wände zu «grauen» anfangen. Nach exakter Schilderung der Sachlage habe ich Üelu ein Fungizid mit auf den Weg gegeben – und weisse Dispersionsfarbe. So weit, so gut.

Einige Tage später ruft Ueli an – mit einer Erfolgsmeldung: «Godi, das scheint wunderbar zu klappen», frohlockte er am Telefon, «Priska (das ist seine Frau.



Anmerkung von Götti Godi) meint, ich solle jetzt auch noch die Küche streichen.» Weil ein Verständnisvoller, will ich meiner Schwägerin gar nicht widersprechen, also sage ich Ueli, dass auch ich das eine gute Idee fände. Zu dumm, hat Ueli aber nicht genug Dispersion übrig. Und zu dumm für ihn, habe ich heute nachmittag etwas anderes los. «Godi, bitte, sei so lieb, bring mir noch etwas Dispersion vorbei, ich möchte heute fertigstreichen – und nur du weisst ja den genauen Farbton, bitte...» Nun gut, wenn ich pressiere – und weil ich wirklich noch einen halbvollen 25-Kilogramm-Kessel mit exakt diesem Farbton rumstehen habe –, dann reicht es vorher schon noch für ein Thun-retour. Also bekommt Ueli mitgeteilt, dass sein Farblieferant sich sofort auf den Weg macht.

Ich fahre den Ford Sierra vor die Türe, hole die Dispersion, öffne die Ladeklappe und stelle den Kessel, in dem sich schätzungsweise 15 Liter Farbe befinden, sorgfältig in die Mitte der Ladefläche. Los geht's, in Richtung Thun. Kurz nach der Wegfahrt kommt ein Kreisel, kein Auto (auch kein Velofahrer...) ist zu sehen, also geht's flott um die Kurve. Zu flott für den Kessel. Elchtest nicht bestanden. Himmuheilandgottfriedstutznonemau!! Het das itz müesse sy?!? Ich halte – erst nach Verlassen des Kreisels, versteht sich – rechts ran und schaue mir den GAU eines jeden Malers an: Der Fonds des Autos ist weiss, durch und durch, perfekt verteilt – ein Malermeister könnte es nicht besser machen. Himmuheilandgottfriedstutznonemau! In dieser Situation gibt es nur noch eines: Sofort zurück in die Werkstatt, um zu retten, was noch überhaupt zu retten ist. Als ob das Wissen um den Zwischenfall nicht schon schlimm genug wäre, nein, der Vorfall ist auch unüberriechbar...

Liebe Leserin, lieber Leser, es ist wirklich kein schöner Anblick, den ich nach Öffnen der Hecktüre vor mir habe. Im Gegenteil, es ist deprimierend. Mit Pinsel und Spachtel kratze ich vom Teppich und den Seitenwänden und Rückseiten der Sitze zusammen, was sich zusammenkratzen lässt, sozusagen Gramm für Gramm. Von weitem höre ich das Telefon, aber dazu habe ich jetzt weder Zeit, noch Lust. Phase 2 meiner Trauerarbeit besteht darin, den Teppich rauszunehmen. Neue Überraschung: Auch unter dem Teppich hat sich die Dispersion einen Weg gebahnt – das Reserverad ist ebenfalls weiss. Himmuheilandgottfriedstutznonemau!! Mal ganz ehrlich: Haben Sie mich nicht fluchen gehört, sogar bei Ihnen zu Hause, an jenem frühen Samstag nachmittag?

Wie die Putzarbeit erledigt ist, geht es darum, den Dreck in der Dispersion rauszusieben, schliesslich wartet Ueli auf mich. Und was versprochen ist, ist versprochen. Stellen Sie sich vor, man könnte nicht mal seinem eigenen Bruder mehr vertrauen! Nach ungefähr zwei Stunden mache ich mich wieder auf den Weg – dieses Mal allerdings steht der Kessel in der Vertiefung des Reserverades. Durch Schaden wird man bekanntlich klug.

Ueli kommt mir entgegen, als ich vor dem Haus halte. «Tschou Godi, muesch nid ablade, d'Dispersion het tout juste glängt. Ig ha wölle aalüte, aber niemert het 's Telefon abgno!» ☘☘☘☘☘. Weshalb kommt mir in dieser Sekunde ausgerechnet die Geschichte von Kain und Abel in den Sinn?»

Kandersteg-Goppenstein- Kandersteg-Goppenstein

„Kürzlich habe ich mir zur Abwechslung fast die Fingernägel abgebissen, weil ich keine Story mehr für Sie auf Lager hatte. Was nun? Stand das Ende der Bo-Kurzgeschichten unmittelbar bevor, schneller als vom Autor erwartet? Just als ich den berühmten Löffel endgültig aufwerfen wollte, da klingelte bei uns in Vercorin das Ferntelefon. Am anderen Ende: Mario Bolla. Aber das konnte ich zu jenem Zeitpunkt nicht ahnen.“

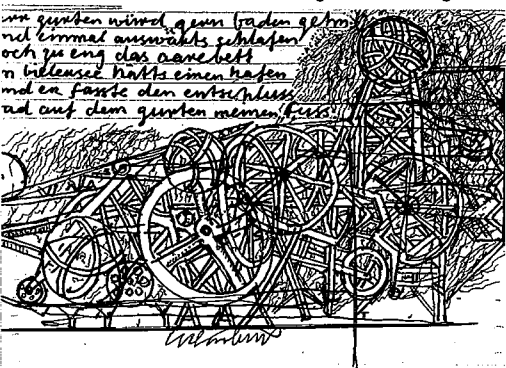
Ende dieses Jahres wird bei Bo's Ungeheuerliches geschehen: Zum ersten Mal seit über einem Jahrzehnt werden wir Silvester nicht im Wallis verbringen. Wie Sie vielleicht (nicht) wissen, eröffnet meine Arbeitgeberin auf dem Berner Gurten am Freitag, 19. November 1999, den vierten «Park im Grünen» der Schweiz. An Silvester gibt es dann eine Mega-Party, von der Bernerinnen und Berner hoffentlich noch lange schwärmen werden: Bernhard Luginbühl verbrennt eine seiner monumentalen Holzkonstruktionen, derweil Polo Hofer und die SchmetterBand die Musik dazu spielen werden. Auch die Cellar Rats, Sina sowie die «Flüg Züg» werden anwesend sein. Hoppla, jetzt sind wir aber vom eigentlichen Thema abgewichen. Zurück also in die gute Stube nach Vercorin, drei Tage vor Silvester 1998. Es ist ziemlich genau 19:00 Uhr; wir warten auf die Ankunft der Bollas, die Neujahr 1999 mit uns feiern werden.

Geng wie geng, wenn das Telefon läutet, stürzen sich Claudia und Patrick gemeinsam auf das Ding. Ein «Nei! Ig wott!» folgt Sekundenbruchteile nach einem «Ig wott!» Meine 110 Kilogramm Schlachtgewicht, die 195 cm Körpergrösse und der Bass, vor allem, wenn drohend ausgesprochen, verhelfen mir in der Familie sogar dann und wann zu Erfolgserlebnissen. «Fertig! Gäbet dä Hörer häre!» Am anderen Ende ist Mario Bolla, der, samt Familie – Isabelle, Manuel (13), Adrian (11) und, wie es der Name sagt, Benjamin (6) – auf dem Weg zu uns ist. «Bo 2» hat soeben den Lötschberg durchlöchert und ruft via Natel ins Val d'Anniviers an: «Wir kommen etwas später.» Eine Superstory hat er parat, deren Ablauf ich Ihnen jetzt chronologisch schildern werde. Das Ganze ist auch eine Art Hommage an die Koffer und Reisetaschen packenden Hausfrauen, ohne die mit Sicherheit keine Ferienreise jemals zustande kommen würde.

Isabelle, Marios bessere Hälfte, hat vieles bereits Tage zum voraus gepackt. Und dabei die grösste Tasche, gelbrot, im zweiten Stock des Hauses stehenlassen, damit nicht alle ständig darüber stolpern. Im Laufe des Nachmittages des 28. Dezember ist in Seftigen das grosse Verladen angesagt. Mario, das Generalstabsmässige gewohnt, glaubt alles eingepackt zu haben, als von den Kindern noch dieses und jenes herangeschleppt wird. Nonstop Hecktüre auf, Hecktüre zu, Seitentüre auf, Seitentüre zu. Immerhin: Gegen 18:00 Uhr fährt der Familientransporter fast pünktlich ab. Minuten später erkundigt sich Mario bei Manuel, was das eigentlich für eine originell ver-

packte Schachtel gewesen sei, die im Gang herumgelegen ist. «Das isch ds Gschänkli fürs Gotti, hesch es nid mitgno?» – «Wieso ig? Du bisch doch alt gnue, zum Sälberdänke!» Eine 180-Grad-Kurve beendet das Gespräch. Wieder zur Hause angelangt, springt Manuel raus, Mario richtet die Front des Wagens wieder Richtung Oberland und Sekunden später erfolgt der zweite Start. Die Mehrkilometer wirken sich allerdings negativ auf den Fahrplan aus. Bollas können in Kandersteg noch gerade beobachten, wie die Schlusslichter des Autozuges verschwinden.

Zeichnung: Bernhard Luginbühl



Niemand wagt eine dumme Bemerkung, obwohl sich die Freude beim Anblick des abfahrenden Zuges in doch relativ engen Grenzen hält. Ein Ticket für die nächste Ladung wird gelöst. Macht 25 Franken. Dank der Verspätung fahren Bollas als erste auf den Verloader. Genau nach einer halben Stunde durchqueren auch sie den Lötschberg. Die beiden Jüngsten spielen im Dunkeln mit dem Gameboy, Manuel schaut zum Fenster hinaus. «Hesch dra dänkt, my zwöit Pullover mitznäh?» will Mario von seiner Gattin wissen. «Klar dänk!», kommt es leicht triumphierend zurück, «beidi sy i dr gälbrote Tasche.» – «I welere gälbrote Tasche?» Wie die anschließende Diskussion nun im Detail verläuft, das können Ihnen nur die Bollas

erzählen. Glaubt man Isabelle, so stand vor allem Manuel kurz vor dem Vatermord. Item. «Was chöi mer mache?» will Mario in Goppenstein von einem BLS-Mitarbeitenden wissen, nachdem er seine missliche Situation erklärt hat. «Dir chöööt sofort wider uf e Zug, Richtung Kandersteg», verkündet der Mann. Mario checkt den versteckten Wink nicht. Zwar fährt er auf den Zug, steigt dann aber aus, um – artig, wie wir Schweizer nun mal sind – weitere 25 Franken in die Kasse der BLS zu zahlen.

Im Auto zurück, telefoniert er mal husch (Sie wissen ja, wohin). Glaubt man Isabelle, so war die Luft im Fiat selten stickiger als in den nächsten 45 Minuten – und das wiederum lag nicht am Tunnel. Bollas also wieder in Seftigen, Formel-1-mässiger Kofferstop, danach zackig retour nach Kandersteg. Isabelle erklärt der Dame am Schalter das Malheur, zeigt ihr die beiden anderen Tickets. «Wann haben Sie bemerkt, dass Sie die Tasche vergessen haben, vor oder nach der Abfahrt in Kandersteg?» – «Als wir im Tunnel waren.» – «Nun, in diesem Fall müssen Sie nochmals 25 Franken bezahlen. Hätten Sie es vorher bemerkt, dann würde ich Ihnen nichts verrechnen.» Verbleibt demzufolge noch die Schlussfrage: Nach welcher Logik funktioniert der Kundendienst der BLS eigentlich?

PS 1: Zwei Tage später, neun Leute auf der Crêt-du-Midi, auf 2338 Metern, Ausgangspunkt für die Skiabfahrten. Isabelle wirft eine Frage in die Runde: «Wär het em Benjamin siner Schi?» Mario hat. Allerdings erst nachdem er mit der Gondel wieder zur Talstation gefahren ist.

PS 2: Die BLS hat nach Veröffentlichung dieser Realsatire prompt reagiert und Bollas eine Gratisfahrt spendiert.

Der Schlauere ist nicht immer der Klügere...

Von Kurt Marthaler, Jegenstorf

“*Marthalers – meine Frau Julia und ich – cruisen im Sommer 1998 mit dem Motorbike durch Norditalien. Nach einem Aufenthalt in Österreich überqueren wir das Timmelsjoch und verweilen in den Reben des Südtirols und des Trentino. Über einen Abstecher auf den «Monte Grappa» mit einer herrlichen Sicht auf die Dolomiten und die Po-Ebene, kommen wir nach Valdobbiadene, der Heimat des italienischen Champagners, dem «Prosecco». Am Sonntag, 9. August 1998, machen wir uns wieder langsam auf den Heimweg. Durch das Pasubio-Tal kommen wir kurz nach Mittag nach Rovereto, wo wir, wie immer um dieses Zeit, einen «kleinen Imbiss» zu uns nehmen wollen.*”

Ein Grosseaufgebot an Polizei und Feuerwehr verwehrt uns aber den Eintritt in das Stadttinnere. Wir werden umgeleitet. Das hält natürlich einen richtigen Biker nicht auf. Uns schon gar nicht. Bei der nächsten Gelegenheit biegen wir in eine kleine Strasse ein und suchen uns einen Weg in die Innenstadt. Aber, oha lätz, auch da ist wieder Polizeipräsenz. Mann weist uns zurück. Schlau wie ich bin, nehme ich beim nächsten Versuch eine wirklich schmale Strasse, eher schon eine Gasse, keine hohle, durch die wir mit unseren Seitenkoffern gerade noch passen. Und siehe da, es klappt. Auf einem Platz in der Innenstadt, der «Piazzo Malfatti» verstecken wir unser

Bike unter den Lauben. Die Innenstadt ist menschenleer, wirkt wie verlassen. Wir gehen in das einzige offene Albergo, das wir gefunden haben. Zwei alte Männer – wir vermuten Kriegsveteranen – sind die einzigen Gäste nebst uns. Sowohl die Melone mit Parmaschinken wie auch die Pizza munden uns ausgezeichnet. Mit einem «Mezzo» hätte es noch besser geschmeckt, aber wir bleiben beim Mineralwasser, zumindest bis am Abend.

Frisch gestärkt wollen wir an den Lago di Garda. Aber kaum verlassen wir die Innenstadt, werden wir schon wieder belästigt. Erst schaut uns die Polizei schräg an, als sie sieht, woher wir kommen, weist sie uns in eine Richtung, in die wir gar nicht wollen. Erst im nächsten Dorf dürfen wir den Fluss überqueren und auf der anderen Flussseite wieder zurück bis kurz vor Rovereto. Jetzt aber ab Richtung Gardasee: Den Abend verbringen wir am Lago d'Idro. Am nächsten Tag geht es dem Comersee entlang, bevor wir die letzte Nacht am Lago di Lugano verbringen. Über den Lukmanier geht es nach Disentis in das «Alp su» wo wir noch herrliche «Capuns» verzehren. Weitere Pässe überquerend, kommen wir am Abend nach Hause wo mich folgende Notiz erwartet: «Bitte sofort Geschäft anrufen!» Was das wohl zu bedeuten hat?

Ich kann den Geschäftspartner nicht sofort erreichen, also vertreibe ich mir die Zeit mit dem Durchblättern der Post und der Zeitungen. In der Ausgabe der Berner Zeitung BZ vom Montag, 10. August 1998, finde ich die folgende



Notiz:

Norditalien

Gefahr gebannt

Für die Entschärfung von zwei Fliegerbomben aus dem Zweiten Weltkrieg sind gestern 12'000 Einwohner der Stadt Rovereto evakuiert worden. Die Brenner-Strasse wurde gesperrt.

Das Pully-Syndrom

von Ursula Reinhard, Bern

“Wissen Sie, was ein Pullover ist? Ein Pullover ist jenes Ding, das die Kinder anziehen müssen, wenn's die Mütter friert. Wer diese Logik einmal begriffen hat, den kann so schnell nichts mehr erschüttern...

Diese Geschichte habe ich im letzten Winter für unsere leidgeprüfte Berner Altstadt geschrieben, die zuerst von einer wahren Businvasion heimgesucht und anschliessend mit Sand überschüttet wurde. ”

Ich habe einen ganz besonderen Pullover: einen grossen, warmen. Einen mit hohem Kragen, zum sich darin verstecken. Einen «lieben», der richtig flauschig ist – ganz ohne Perwoll. Den ziehe ich nicht nur an, wenn mir kalt ist, sondern auch, wenn ich mich vor etwas schützen will. Wenn ich Angst habe.

Was ein Pullover ist, erklärte mir Cousin Theo – als wir selber noch Kinder waren. Bis heute habe ich es nie vergessen: Ich erinnere mich auch sehr gut an die beissenden, kratzenden Wollmützen und daran, dass Mütter einfach immer als erste kalte Ohren kriegen. Und die Kinder können die eigentlich gute Absicht dann ausbaden.

Den Ausdruck «Pully-Syndrom» erfand ich, als ich vor rund einem Jahr im Tagblatt der Stadt Bern folgende Zeilen las:

«Die Nerven der Zuschauer liegen blank: Fredi Nock balanciert über das millimeterdünne Hochseil. «Da kann ich nicht hinschauen. Das ist ja schrecklich», rief eine junge Frau aus und hielt ihren Kindern die Hand vor die Augen.»



Typisch! Pully-Syndrom in schönster Ausführung, dachte ich sofort, und von da an hatte ich ein Wort für unlogische Handlungen, die offenbar gegen alles Schutz bieten. Leider erhielt der anfangs gute Grundgedanken bald eine böse Wendung.

Was machen zum Beispiel die Behörden mit der Angst der Leute vor (fast) leeren Parkhäusern? Sie schrauben, gemäss Berner Zeitung, einfach die Belegertahlen künstlich in die Höhe. Weil doch «gerade ängstliche Leute sicher lieber in ein halbvolles als in ein leeres Parkhaus fahren». Folglich ist das Parkhaus also ungeschicklich, weil es als gut besetzt angeschrieben ist. Auch, wenn es in Wirklichkeit leer ist. Leicht nachvollziehbar. Dagegen ist Harald Schmidt direkt ein Waisenknabe. Er liess einmal verlauten: «Frauenparkplätze sind eine sehr sinnvolle Einrichtung, nachdem man als Treibtäter bisher jahrelang sinnlos durch Parkhäuser gerirrt war.»

Aber was spottete ich – immerhin wende ich bei drohender Gefahr dieselbe Logik an: Als ich kürzlich nachts alleine zu Hause war, hörte ich durch das offene Fenster auf dem Vordach des unteren Stockes ein sehr verdächtiges Geräusch. Was tat ich? Nachsehen? Polizei bemühen? Nein, viel einfacher: Fenster schliessen, Radio auf volle Lautstärke stellen, Pully anziehen. Geräusch weg, Angst weg, Gefahr weg.

Nach etwa demselben Prinzip wird ja auch bei der Luftverschmutzung verfahren. Wenn die Belastung so gross ist, dass gewisse höchstzulässige Werte überschritten werden, wird – schwupps: nein, nicht die Luft verbessert (das wäre zu aufwendig) – viel einfacher: der Grenzwert wird höher angesetzt. Genial. Und, von wegen höher: Auch gewiefte

«Manager» haben manchmal ein bisschen Angst. Die dürfen aber keine flauschigen Pullover anziehen, vielmehr stecken sie in steifen Anzügen. Darum verängstigen sie Kunden denn auch nicht mit einem ehrlichen «Preiserhöhung!». Nein, damit niemand kalte Füsse bekommt, stülpen sie uns eine warme Käseglocke über, die tönt dann so: «Preisbereinigung auf der Verbraucherstufe». Da fürchtet sich keiner. Wer versteht das schon und fühlt sich angesprochen?

In diesem Sinne lassen sich fast alle Probleme lösen. Denken Sie doch nur an den vielen schönen Sand, der letzten Winter die untere Berner Altstadt rieb. Gerade mit dem vielen schönen Schnee ergab sich schön viel Pflotsch. Bräunlich, schleimig, zäh drang er durch alles hindurch und klebt nun ewiglich. Die Verantwortlichen hatten schnell eine Antwort parat. Etwas frei interpretiert: Wenn uns das Sändelen im Winter nicht passt, dann streuen sie uns den Sand nächstes Mal im Sommer. Aber das stüüübe dann! Jawohl! Und die vielen bösen Busse hätten die Pflästerung nun halt mal kaputt gemacht. Also, was jammern Sie? Pully anziehen! Wer einen Taucheranzug besitzt: Hinein mit Ihnen! Flossen nicht vergessen (weil leicht abspülbar). Wem das nicht reicht, der verkitte und verlöte alle seine Fenster und Türen. Verscheuchen Sie Kunden und Touristen, verkleben Sie jede Ritze, machen Sie dicht und stecken Sie Kaugummis in alle Schlüssellocher.

So löst man Probleme und stellt die Ruhe wieder her. Es lebe die Altstadt! Es lebe das gute alte Pully-Syndrom! Und herzliche Grüsse von Vogel Strauss.

Hrrmh-brumbrum..!

Hans Häusler, Pressechef der Stadt Bern

“ Der neudeutsche Begriff «Kommunikation» hat uns in den Bann geschlagen. Es wird an der Schwelle zum nächsten Jahrtausend nicht einfach informiert, gesprochen oder diskutiert, sondern es wird kommuniziert! Wenn Sie also am frühen Morgen in Ihrem Stammcafé einen Espresso samt Gipfeli bestellen, kommunizieren Sie bereits. Ebenso ist die rituelle Diskussion mit dem Tischnachbarn zum Thema "Wetter" als Kommunikation zu werten. Sogar das automatische «Adieu merci» des Bedienungspersonals ist diesem Begriff zuzuordnen, denn schliesslich brummt der Gast ja ebenso automatisch irgendeine Abschiedsfloskel. Dass sich das beim Kommunizieren verwendete Vokabular je nach Alters- und Bildungstufe unterscheidet, ist klar. Und leider bleibt auch im Zeitalter der Kommunikation der richtige Ausdruck häufig auf der Strecke. ”



Ein besonders spassiges Übungsfeld im Kommunikationsbereich ist unbestritten der Vorstellung von Personen. Da sieht man sich zwar täglich, ist allenfalls sogar per Du, beim Vorstellen auf die Probe gestellt, kommt's dann aber nicht selten zu Peinlichkeiten. So wird beispielsweise Ernst Fritz als Herr Ernst vorgestellt. Frau Reumiller heisst plötzlich Rillmeuer. Der Verkehrsdirektor mutiert zum Direktor der Verkehrsbetriebe. Der Stadtratspräsident wird zum Stadtpräsidenten. Der «Herr Dokter», seines Zeichens Fürsprecher und Notar, wird mangels Berufsbezeichnung fälschlicherweise dem Medizinalbereich zugeordnet und befragt, was man gegen lästige Hämorrhoiden tun könnte. Die Gattin des Generaldirektors bleibt sozusagen namenlos und wird demzufolge einen Abend lang als «Frou Generaldiräcter» angesprochen. Ein aufgrund eines missverstandenen Kürzels (KB) als Kadermann der Kantonalbank Vorgestellter entpuppt sich schliesslich als Spezialist für künstliche Besamung, im Volksmund «Köfferli-Muni» genannt. Zusätzliche Interpretationsschwierigkeiten ergeben sich häufig bei Ehepaaren, die nicht denselben Geschlechtsnamen tragen. Zwei Beispiele aus dem Alltag: Der Vorstellende: «Darf i bekannt mache: Herr und Frou Koufmann.» Sie: «Wagner, nid Koufmann.» Der verunsicherte Vorstellende fünf Minuten später aus völlig falscher Optik zu Frau Wagner: «Sorry, du hätsch mir sölle säge, dass dr gschide heit.» – Oder: «Darf i vorstelle: Herr und Frou Meyer vo dr Generalagentur Sältebach.» Sie: «Entschuldigung, Rüedisühli.» Der Vorstellende korrigiert: «Herr Generalagent Meyer und si Mitarbeiter, d'Frou



Rüedisühli.» – Peinlich auch der Irrtum jener Pressefotografin, die SCB-Torhüter Renato Tosio anlässlich eines Empfangs ablichtete und hernach fragte: «Wie isch Eue Name?» Antwort: «I bi dr Tosio!» Nachfrage: «Und wie isch dr Gschlächtsname?»

Selten klären sich solche Peinlichkeiten rasch und restlos auf. Stillschweigend wird seitens der Betroffenen meist darauf verzichtet, durch Zusatzinformationen die Verwirrung noch grösser zu machen. Die Vorstellenden wiederum bedienen sich häufig eines uralten Tricks:

Dort, wo sie nicht über vollständige Namens-, Berufs- und Funktionsangaben verfügen, begrüessen sie entweder «in globo», oder fügen den vorhandenen Angaben-Fragmenten ein geräuspertes «Hrrmh-brumbrum» an. Diese Notvariante evaluiert übrigens auch der Verfasser dieser Zeilen, soll sie ihn doch künftighin davon bewahren, den städtischen Steuerverwalter Ruedi Oester als «Trudi Gerster» vorzustellen.

Bekommt man mit Loeb- und Coop-Karten SBB-Rabatte?

„ Sie erinnern sich vielleicht an jene Kurzgeschichte mit dem Titel «Einmal Ouagadougou retour!», in der zu lesen stand, wie unsinnig umständlich das Lösen eines 2-Jahres-Halbtax-Abos am SBB-Schalter im Bahnhof Bern ist. An sich könnte ich Ihnen heute eine Fortsetzung liefern (unter dem Motto «Hindernislauf bei der Rückerstattung eines voll bezahlten Tickets»), aber schliesslich will ich weder Sie mit Wiederholungen langweilen, noch SBB-Boss Benedikt Weibel ärgern. Zwei Tage nach Veröffentlichung der Ouagadougou-Story traf nämlich ein Brief meines Dentisten, Felix Morgenthaler, ein. Sein Intermezzo darf Ihnen unmöglich vor-
enthalten werden... »

«Sehr geehrter Herr Bo! Herzlichen Dank für die neueste Ausgabe Ihrer Ferienlektüre! Zu derjenigen auf den Seiten 18/19 habe ich noch Anmerkungen: Ich war schliesslich schon in Ouagadougou und kann Ihnen diesbezüglich bestätigen, dass eine Reise dorthin gar nicht so kompliziert ist. Man löse ein Flugticket Zürich oder Genf nach Paris und ein weiteres nach Ouagadougou. Das ist bereits alles!

Weitaus nervenaufreibender kann es sein – da gebe ich Ihnen vollumfänglich recht –, ein Bahnbillett ab Bern HB zu ergattern, auch wenn in dem jetzt geschilderten Fall die SBB ob den Umständen null und nichts dafür können. Ich war nämlich kürzlich selber in der Rolle des Meuchelmörders mit dem symbolischen Dolchstoss – wie Sie das in Ihrer SBB-



Halbtax-Abo-Geschichte beschreiben. Zur Vorgeschichte: Ich brauchte ein Ticket nach «Ich-weiss-nicht-mehr-wohin» und war einigermaßen pressiert (mein Fehler!). Vor mir in der Warteschlange hatten zwei ältere Damen das Bedürfnis, nach – ich glaube – Martigny zu reisen. Was nun folgt, entspricht ganz und gar der Wahrheit.

Eine der beiden Damen hatte ein Halbtax-Abo, die andere hatte keines. Letztere besass dafür einen AHV-Ausweis und irgendwelche Reiseermässigungen auf Grund irgendwelcher Reisechecks. Ersterer kam daraufhin in den Sinn, dass sie noch im Besitz von Loeb-Goldpunkten und einer Coop-Karte war (hat die Migros eigentlich nichts Derartiges anzubieten?). Die SBB-Schalterbearntin erklärte daraufhin der Dame mit einer bewundernswerten Freundlichkeit und Ruhe, dass Loeb- und Coop-Karten nicht für eine Ermässigung auf dem SBB-Streckennetz berechtigen würden. Daraufhin meldete sich wieder die erste der beiden erwähnten Damen. Sie wollte in Lausanne unbedingt einen Zwischenhalt von zwei Stunden machen (Originalzitat: «ich habe schon seit 20 Jahren dort eine Freundin, deren Mann bei der Stadtverwaltung gearbeitet hat, und mit ihr gehe ich immer Kaffee trinken, wenn ich auf der Durchreise bin. Auf welchem Perron fährt dann der Zug in Lausanne nach Martigny ab?»).

Weil die andere Dame die kaffeetrinkende Lausannerin nicht kannte, aber in etwa zur gleichen Zeit wie ihre Reisegefährtin in Martigny sein wollte, beschloss sie, ab Lausanne bis ungefähr Aigle das Schiff zu nehmen, was naheliegenderweise ihren Billettkauf auch nicht vereinfachte. Dann kam noch hinzu, dass die beiden Drachen (pardon!) in Martigny eine Kunstaussstellung bei der Fondation

Gianadda besuchen wollten (Klee oder Dali oder etwas in der Preisklasse) und die Bahn eben kombinierte Tickets Reise/Eintritt zu Gianaddas anbot, weil aber – ich versichere Ihnen, Herr Bo, das hier ist die Wahrheit, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit! – eine der beiden gleichzeitig noch Mitglied des Vereins «Kunsthalle Bern» war und deshalb ohnehin ermässigten Eintritt zu allen Kunstaussstellungen Helvetiens genoss, ging das Gschtürm munter weiter. Herr Bo, kennen Sie die beiden netten Damen aus dem Film «Arsen und Spitzenhäubchen»? Ungefähr so. Beinahe wäre ich in Versuchung geraten, den Panama-Kanal neu zu bauen, wie die beiden reizenden Damen im Film. Sie wissen schon, was ich meine...

Wie lange die Damen noch am Schalter verbrachten, kann ich Ihnen (zum Glück) nicht sagen, denn ich verliess die Warteschlange fluchtartig, sprang im letzten Moment in «meinen» Zug und löste das Billett daselbst. Dabei überlegte ich: Eine zweite Begegnung mit diesen – oder ähnlichen – Zeitgenossinnen, und ich löse ein Flugticket Ouagadougou einfach. Alles Gute! Ihr, Felix Morgenthaler»

«... so päägg wenigstens, de erchlüpft är!»

“*Un glaublich, aber wahr: Die 10'000 Exemplare meiner letzten Ferienlektüre, «Süs ch no Frage?» waren innert einer Woche rü bis und stü bis weg. Was den Autor natürlich mit mächtigem Stolz erfüllt. Nun wollen wir uns aber gar nichts vormachen: Einen grossen Anteil am Erfolg haben auch jene acht Gastautorinnen und Gastautoren, die mit einer eigenen Realsatire den üblichen Bo-Stil aufgelockert haben. Von einem 80jährigen Leser, Ernst Frei, habe ich vor einigen Tagen ganz spontan eine Zuschrift aus seinem Leben erhalten. Diese darf Ihnen unmöglich vorenthalten bleiben, zumal sie in der Gegend spielt.*”

«Ich bin zwar nicht gerade unsportlich, aber vom Fussballspiel verstehe ich herzlich wenig», gestand mir letztthin Fritz Eberle: «Nur gerade, dass elf Spieler der einen Mannschaft gegen elf Spieler des Gegners versuchen, einander den Fussball abzunehmen und ins gegnerische Tor zu schiessen, weiss ich, und dass mit den Füssen und eigentlich auch mit dem Kopf gespielt wird.»

An so einem Fussballspiel Freude zu haben – verzeiht mir, liebe Fussballfreunde – schien mir immer etwas primitiv zu sein. Doch heute habe ich meine, zweifellos sehr subjektive Meinung ändern müssen. Zum Glück bin ich noch lernfähig.

Seit einigen Jahren ist mein Enkel Philippe Mitglied des Sportklubs Schönbühl, und er spielt dort im Team der B-Junioren – wie er mir sagte – vorerst im Tor, dann als Stürmer und jetzt im Mittelfeld. Da ich, wie gesagt, nicht gerade unsportlich bin (beziehungsweise war!), wollte ich schon längst an einem Fussballspiel als Zuschauer teilhaben. «Grosspapa, heute um 14 Uhr», sagte mein Enkel am Telefon, «spielen wir im Oberfeld gegen eine Juniorengruppe in Ostermundigen, das ist ja ganz nahe bei deinem Wohnort, falls es dich überhaupt interessiert.» – «Gut, ja, ich komme», antwortete ich, da gerade Samstag war und ich ohnehin nichts zu tun hatte.

Kurz vor 14 Uhr schlüpfte ich – da das Wetter etwas unsicher war – für alle Fälle in die blaue Windjacke, das ist die mit der eingerollten Kapuze, und ich machte mich auf den Weg zum Sportplatz Oberfeld, gleich neben dem Schiessplatz. «Es macht ja nichts, wenn ich etwas später eintreffe», dachte ich, denn am Anfang ist meistens nicht so viel los, und so ein Spiel dauert mit der Pause und den Unterbrechungen beinahe zwei Stunden. Das ist eine recht lange Zeit für einen leicht gehbehinderten Grosspapa. So war denn bei meiner Ankunft das Spiel bereits in vollem Gange, und mein Schwiegersohn, der Vater von Philippe, orientierte mich über den bisherigen Spielverlauf. «Eben ist das erste Tor für Schönbühl gefallen, und dein Enkel hat die Nummer 6 auf dem Leibchen», sagte er.

Also begann ich mich auf den weiteren Spielverlauf und die Leistungen meines

Enkels zu freuen. Neben mir gab es noch etwa vierzig weitere Zuschauer, meistens Väter und auch einige Mütter sowie mehrere Ersatzspieler. Mit Stolz stellte ich mit meinem in Sportbelangen beschränkten Urteilsvermögen fest, dass mein Enkel offenbar ein guter Spieler ist und die Schönbühler sich meistens in der gegnerischen Spielfeldhälfte aufhielten. In regelmässigen Abständen landeten die Bälle im Ostermundigen Tor, und handkehrum lautete das Resultat 4:0. Das



machte nun den links vor mir stehenden Herrn, der anscheinend der Trainer der gegnerischen Mannschaft war, immer nervöser. Eben hatte einer seiner Schützlinge vom Schiedsrichter die gelbe Karte gezeigt bekommen, und er musste das Spielfeld für zehn Minuten verlassen.

Von nun an beherrschte für mich dieser Trainer das Spielgeschehen. Unruhig wippte er von einem Fuss auf den anderen und kickte zuckend gegen imaginäre Bälle. Ich blickte nur noch auf diese Gestalt und hörte seine – sagen wir... – volkstümlichen Bemerkungen, die er seinen Schützlingen zurief. Als das fünfte Tor fiel, griff sich der Trainer an den Kopf und schrie gleichzeitig: «Nid schlaafe, Röbu, im Goal muesch dyni

Häng us de Hoseseck näh zum dr Ball häbel!» Dann wurde ein Stürmer das Ziel seiner erzieherischen Bemerkungen: «He! Hänsu! Mer schpile Fuessball u nid Handball!» Anschliessend war er für einen Moment wieder ruhiger. Als jedoch einer seiner Schützlinge einem sicher nicht ganz harmlosen Zusammenprall mit einem Schwenker auswich, brüllte er über das ganze Spielfeld: «Päschu, wenn Schiss hesch vor em Gägner, so häb em wenigstens dr Arsch häre!» Worauf er wieder verbal drippelt, ganz nervös: «Nei, nei, Hänsu! Nid dert düre, det ischs eigete Goal!» Und dann: «Röbu! Röbu!! Wenn dr Ball nid zu dir chunnt, de muesch du zum Ball!» (alte fussballerische Weisheit. Bo-Zwischenbemerkung)

Als nun das sechste Tor eingeschossen wurde, griff er sich mit beiden Händen an den Kopf. Doch das Spiel ging trotz seinen urhigen Bemerkungen und tänzerischen Einlagen ungehindert weiter. Eben hatte wieder ein Mundige-Jüngling sein Duell um den Ball verloren, und der Trainer belehrte ihn lauthals: «Päschu, wenn em Gägner de Ball nid chasch wägnäh, so pääägg wenigstens, de erchlüpft är!»

Ich habe viel gelernt am heutigen Fussballspiel zwischen den Junioren von Schönbühl und Ostermundigen, das schliesslich beim Stand von 7:0 endete. Fortan habe ich auch Verständnis für die Begeisterungstürme, die ein gelungener Spielzug, besonders bei einem Cupfinal, auslösen kann. Und sollten die Walliser Fussballfans wieder einmal aus Übermut, Freude oder anderen Gründen in der Stadt und in den Extrazügen Schäden anrichten, müssen die Polizisten nur neben sie stehen und ganz laut pääägen. Vielleicht erchlüpfen auch sie.»

Inhaltsverzeichnis

Und nächste Woche, da gehen wir barfuss zur Arbeit.....	2
Wenn der eigene Alptraum Wirklichkeit wird.....	4
Liebes Atelier 5, bitte hilf uns zügel!	6
Von einer Traumhochzeit im Shopyland	8
MM MM MM·MM MM MM MM MM MM MM	10
Mein Entschluss steht fest: Ich werde Bundesrat!.....	12
Bo, wollen Sie uns hochnehmen?	14
Was kümmert uns das Ketschöp oder das Känguru?.....	16
Wir wollen Geld, wissen allerdings nicht wofür.....	18
Ob Pouletknochen für den Geschirrspüler taugen?	20
Die Verordnung der Jagdbannggebiete vom 30.9.1991	22
Dove il figaro?	24
Dopo il 1:1, sempre il 1:0.....	26
Maxe Sommer, vor Dir ziehe ich den Hut!.....	28
Der Samstagmorgen-Shopper	30
Was der Vatikan und eine Salami Gemeinsames haben (1).....	32
Was der Vatikan und eine Salami Gemeinsames haben (2).....	34
Ich zur Migros? Dass ich nicht lache... Nie!	36
Exklusiv probegefahren: Der smart	38
Mise en bouteille au sommet.....	40
Ein Leben ohne Sage und Schreibe (Matthias Mast, Ittigen)	41
Die Abenteuer von Götti Godi (Gottfried Winzenried, Belp)	42
Kandersteg-Goppenstein-Kandersteg-Goppenstein (Bollas, Seftigen).....	44
Der Schlauere ist nicht immer der Klügere (Kurt Marthaler, Jegenstorf).....	46
Das Pully-Syndrom (Ursula Reinhard, Bern).....	48
Hrrmh, brumbrum (Hans Häusler, Wohlen)	50
Bekommt man mit der Loeb-Karte SBB-Rabatte? (Felix Morgenthaler, Bern)	52
...so pääg wenigstens, de erchlüpft är! (Ernst Frei, Bern)	54

In dieser Serie bereits erschienen:

«Churz vor em Ablösche», 1992

«Churz nach em Ablösche», 1993

«Sygseso», 1994

«Mynetwäge», 1995

«Henusode», 1996

«So ischs Läbe, äbe», 1997 (zusammen mit Ursula Reinhard, Bern)

«Süs ch no Frage?», 1998

Copyright© bei den Autorinnen und Autoren. Alle bisherigen Ausgaben – mit Ausnahme von «Sygseso» – sind vergriffen. «Päch für d'Schwyz» ist auch auf dem Internet zu lesen, unter www.brodmann.ch/bo

Übrigens, geng wie geng: Schreib-, Tipp- und Borthographiefehler sind... beabsichtigt.

